Allein in der Welt.

Zweiter Band.

Allein in der Welt.

Roman in vier Büchern

von

Franz von Nemmersdorf,
Verfasser von „Unter den Ruinen", „La Stella", „Moderne Gesellschaft" rc.

Zweiter Band.

Berlin, 1868.
Verlag von Otto Janke.

Druck von Wilh. Riemschneider in Hannover.

Fünftes Capitel.

Gleich bei seiner Rückkunft von Genf hatte Robert in der Hauptstadt das Nöthige geordnet, Graf Bärenburg's Notar schloß die Verträge zwischen ihnen endgültig ab. Hierauf reiste der junge Mann ohne Zeitverlust an den neuen Schauplatz seiner Thätigkeit.

Die Vorarbeiten für die Bauten wurden, so weit es die Jahreszeit erlaubte, rasch in Angriff genommen, der Viehstand gehörig vervollständigt und Arbeiter gedungen.

Robert's Unternehmen gründete auf Association; was die Macht des Einzelnen übersteigt, vermag ein Verein von Capital, Intelligenz und Arbeitskraft zu leisten. Nothwendig zur Sicherung des Erfolges mußte er selbst als leitendes Haupt an der Spitze stehen; dies war denn auch

allen Theilnehmern gegenüber Robert's unabläſſige Bedingung geweſen.

Die Gegend von Oberndorf enthielt viel unbeſchäftigtes Geld, zahlreiche zur niedrigſten und geringſten Art des Erwerbes gezwungene Menſchen. Das Beiſpiel der wohlhabenden Jäger warb Nachahmer unter der angeſeſſenen Bauerſchaft und ſchon zum Beginne kam ein genügender Capitalſtock zuſammen.

Der Entwurf der Conſtitution des kleinen Arbeiterſtaates wurde von Robert gefertigt. Es beſtanden drei Klaſſen, die eigentlichen Dienſtboten der Oekonomie in Oberndorf, die als Tagelöhner nur gelegentlich verwendeten Kleinhäusler der Umgegend und die bei den fabrikmäßig betriebenen Unternehmungen Beſchäftigten. Ueberall wurden Reichung und Leiſtung billig feſtgeſetzt. Jedem ſicherte Robert einen kleinen Zuſchlag zum eigentlichen Guthaben zu, aber behielt ſich deſſen Verwendung gegen Rechnungsablage vor. Aus dieſem Fonds ſollte der Schullehrer von Oberndorf einige Hundert Gulden Beſoldung erhalten, mit der Verpflichtung, den Kindern der fremd hinzugeſtrömten Arbeiter Unterricht zu ertheilen, auch an Feiertagen den Erwachſenen die gewöhnlichen Elementarkenntniſſe beizubringen. Alles Uebrige wurde zur Bildung einer Unterſtützungs-

kasse genommen. Nebenbei errichtete Robert auch eine Ersparnißbank.

Die Lebensbedürfnisse möglichst wohlfeil zu beschaffen, sollte Albert Jäger einen Kramladen halten und durch Einkäufe im Großen in den Stand gesetzt sein, den eigenen Vortheil mit dem wahren Nutzen der Käufer zu vereinen.

Diese Klausel fand einigen Widerstand bei Vater Jäger; es widerstrebte dem Bauernstolz, daß der wohlhabende Besitzer den Tagelöhnern kreuzerweis verkaufen solle. Robert hielt sich nicht dabei auf, dem alten Bauern auseinanderzusetzen, wie in wohlgeordneter Volkswirthschaft die Kräfte ineinander greifen müssen, gleich dem Räderwerk einer Maschine, daß Consumtion und Production sich wechselseitig erzeugen und decken und daß, wer ein paar gesunde Fäuste mitbringt, auch ohne sonstigen Zuschuß als berechtigter Theilhaber bei einer Gemeinschaft zu betrachten ist. Der Zahlenbeweis war einfacher, die Association, bei welcher auch Vater Jäger's Capital betheiligt war, gewann bei jenem Kramhandel durch bedeutende Lieferungen eigener Erzeugnisse und Albert Jäger verdiente ein schönes Stück Geld.

So überzeugenden Gründen wich der Stolz des Grundbesitzers, er fügte sich darin, dem Proletariat zu dienen.

Alle seine Untergebenen unterwarf Robert einem gemeinsamen Gesetze. Er befolgte dabei einen andern Grundsatz, als es die Mehrzahl religiöser und politischer Gesetzgeber vor ihm gethan. Sein Gesetz war milde, auf die Beobachtung wurde mit aller Strenge gesehen. Die Gesammtheit hat das Recht, wie die unabweisliche Pflicht, den Uebergriffen des Individuums zum Nachtheil Einzelner oder des Ganzen zu wehren, deshalb ist die lässige Handhabung des Gesetzes allemal verderblich.

Irgend eine grobe Ueberschreitung sittlicher Art, Trunkenheit, Versäumniß in den schuldigen Leistungen wurde das erste Mal durch Verweis, im Wiederholungsfalle durch angemessene, dem Unterstützungsfonds zugewiesene Geldbuße bestraft. Ein Beharren bei den schlechten Gewohnheiten zog unerbittlich Ausstoßung nach sich.

Manches Vorurtheil hatte Robert zu bekämpfen, manchen Widerstand zu beugen, endlich siegten der feste Wille, das consequente Handeln.

Robert war der technische Leiter, der Rechnungsführer, der Richter, die Seele des Unternehmens, und so reichten häufig seine Tage nicht hin für die zu leistende Arbeit, Stunden der Nächte mußten noch schreibend und rechnend verbracht werden.

Das Ziel im Auge wankte und wich er nicht, sein kräftiger, vollkommen gesunder Körper ertrug die riesige Anstrengung.

Indem Robert die Arbeit von drei gewöhnlichen Menschen übernahm, kam ihm auch mit Recht der Verdienst von eben so vielen zu. Er zog also aus dem Unternehmen eigenen reichlichen Gewinn und vermehrte denselben durch Sparsamkeit, dem Grundsatze getreu: „Sparsamkeit muß die Stütze des Erwerbes sein.“

Als Christian den geliebten Sohn des ehemaligen Gebieters in Schloß Oberndorf einziehen sah, wurde er fast närrisch vor Freude. Aber bald folgte für den alten Mann eine bittere Enttäuschung; an bequemes Herrenleben ging es vorerst noch nicht.

Robert bezog zum Schlafen eines der einfachsten Gastzimmer und richtete sich die daran stoßende Stube zum Schreiben ein. Den besten aus Amerika direct bezogenen Kaffee durfte der Greis für den Herrn und sich bereiten, alle anderen Mahlzeiten nahm Baron Härdenstein in dem Wirthshaus ein. Mächtige Kisten mit Cigarren trafen aus Cuba ein und Stückfässer kamen von den sonnigen Hügeln am Ufer des Rheins. Diese vorzüglichen Dinge erhielt Christian in Verschluß, mit der Weisung, sich selbst das alte Herz mit

Wein zu erfreuen und den Duft einer Havana zu genießen, so oft es ihn gelüste. Ueber den Verbrauch mußte der Diener ein genaues Journal führen, Robert liebte eben Ordnung.

Christian verstand seinen jungen Gebieter nicht recht, lebte dieser doch gar nicht als „Freiherr“.

Die Nachbarschaft im Allgemeinen theilte des Greises Verwunderung über Robert's Gebahren, sie wußten alle nicht, wo sie den Pächter von Oberndorf hinthun sollten. Ob er als ihresgleichen sollte aufgenommen sein in ihrem geselligen Kreise, ob man ihm den Besuch zurückgeben und ihn zu den Jagden laden solle, darüber wurde viel hin und her geredet, mancher adelige Gutsherr zerbrach sich vollkommen unnütz den Kopf deswegen.

Robert klopfte nie als Gast an die Thüren eines Schlosses.

Als Lothar von Härdenstein's Sohn in die Gegend kam, würde manche Hand sich ihm freundlich entgegengestreckt haben, wenn er nur Anstalt getroffen hätte, sie zu ergreifen. Wochen vergingen, er hielt sich fern, verkehrte nur mit Bauern und Arbeitern, und jetzt erklärten die Herren ihn in Acht und bildeten sich wirklich ein, sie hätten ihn von sich gewiesen.

Mit einer Art feindlicher Neugierde wurde fortan Robert's Treiben von seinen Standesgenossen beobachtet. Er bot den Stoff der Gespräche bei ihren Zusammenkünften. Er wurde zum kleinen Wunder der Gegend.

Unbekümmert darum ging Robert den selbstgewählten Weg, überdies waren seine Tage so ausgefüllt, daß kein Raum zu müssiger Betrachtung blieb. Selbst wenn er sein Mittagsmahl oder Abendessen einnahm im Verschlag der großen Wirthsstube zur goldnen Sonne, kamen noch Leute, Anordnungen und Befehle entgegenzunehmen.

Die Stellung der kleinen Gesellschaft, welche für gewöhnlich hier zusammentraf, hatte sich jetzt vollkommen abgegrenzt. In jeder Gemeinschaft wird wirkliche Ueberlegenheit nach kurzer Zeit den gebührenden Platz einnehmen.

Vater Jäger hatte immer ein Gefühl der Unterordnung gegen den Sohn des Edelmanns in alter Bauern Weise gehegt, Robert's persönliche Eigenschaften traten den Eindruck verstärkend hinzu. Seit er ihm einen großen Theil des ängstlich gehüteten Reichthums anvertraut, blickte er zu Robert, in dessen Hand sein materielles Wohl und Wehe lag, mit fast scheuer Ehrfurcht empor. Albert Jäger war bei der geschäftlichen Verbindung mit Robert oft genöthigt, die bessere Einsicht, den freiern Blick, das überlegene Wissen

desselben zu Rathe zu ziehen. Willig erkannte der verständige Mann an, daß er der Arm, sein Genosse das Haupt war. Der früher die Opposition, die misgünstige Unzufriedenheit vertrat, der Schullehrer Tobias Meier, hatte seine Gesinnung vollständig geändert, seit er begriff, daß in der neuen Ordnung der Dinge sich seine Lage verbesserte. Er erwarb mehr und kaufte den Lebensbedarf wohlfeiler. Dem Spender dieser Wohlthaten weihte auch er dankbare Anerkennung. Das sonst gern behandelte Thema, die Katastrophe im Schlosse, war, weil Robert misliebig, aus des Dorfgelehrten Unterhaltung sorgfältig verbannt.

Auch in weiteren Kreisen machte sich Robert's Einfluß geltend. Der der Gegend die Lebensadern des Verkehrs eröffnet, die Segensquelle vermehrter Bildung und gesteigerten Wohlstandes flüssig machte, nahm unmerklich wieder die nämliche bevorzugte Stellung ein, wie sie seine Ahnen sich mit dem Schwerte erkämpft.

Arbeit heißt die Fahne, unter der sich heute die Völker schaaren.

Robert litt nicht unter den Mühen seines einförmigen Tagwerks. Er erwarb sich ruhige Zufriedenheit durch seine planmäßige Thätigkeit und mancher freundliche Gedanke trat erwärmend hinzu, ihm sein Loos tragen zu helfen. Er

wußte seine Mutter wieder im Genusse aller Güter, die der Wohlstand bietet. Er sah im Geiste neu erstehen, was des Vaters Unordnung niederriß. Er kannte sich als den Gründer einer Familie, auf der soliden Unterlage von Wissen und Besitz, mit Recht ihr Haupt, weil er das Meiste zu leisten befähigt und willig war. Stolzes Selbstgefühl schwellte die Muskeln zu neuer Kraftanstrengung, erhob den Geist in freudiger Zuversicht.

In solcher Stimmung begab sich Robert nach angestrengtem Morgen zur „Goldenen Sonne". Körperlich war er müde, aber mit heiterer Miene erwiederte er die vielen Grüße. Ein glücklicher Mann trat unter die niedere Thür der Dorfschenke. Wohlangewandtes Leben bringt Ehre und Gewinn, doch erhaben über zeitlichen Vortheil schließt er den innern Lohn in sich.

Frau Schwarz hatte für diesen Gast ihr freundlichstes Lächeln, ihre schmackhaftesten Gerichte. Die hübschen Töchter bedienten Robert, der mit hausväterlicher Würde den bequemen ledergepolsterten Lehnstuhl einnahm zu Häupten des Tisches.

Er war selbst noch jung, Gesundheit und körperliche Wohlbildung machten ihn zum angenehmen Anblicke für Frauen, und doch stand er den munteren Dingern zu hoch,

um den Gedanken einer Liebschaft mit ihm in denselben aufkommen zu lassen. Mit dem nämlichen Vertrauen näherten sich die Mädchen Robert, wie sie es dem häßlichen, alten Pfarrer bewiesen, wenn er sein Nachmittagsbier trank in der „Goldenen Sonne“.

Robert überließ sich für die erste Zeit ausschließlich der Ruhe und der Labung des Mahles, deren er leider sehr bedurfte. Stillschweigend hatte der alte Christian die Rheinwein-Flasche auf den Tisch gestellt und sich in das äußere Gemach zu seinem Essen begeben. Auch die muntere Bertha, obwol sie eine interessante Dorfneuigkeit in Petto hatte, wagte bei dem sinnenden Ausdruck von Robert's Zügen die Anrede nicht.

Endlich war der ehrliche, durch Arbeit erzeugte Hunger gestillt und der kraftvolle Körper hatte sich in kurzer Rast gestärkt.

Behaglich in seinen Sitz zurückgelehnt, beachtete Robert jetzt erst einen zweiten Gast, der etwas entfernt von ihm das Mahl einnahm. Das Aeußere bekundete diesen als einen den höheren Ständen angehörenden Mann, die Haltung wies auf den Militär.

Robert fragte das aufwartende Mädchen nach ihm.

„Einer von den jungen Herren Grafen aus Wolfskehl!“ lautete die Antwort.

Die Blicke der beiden Männer trafen in demselben Moment zusammen.

„Eben erfuhr ich Deinen Namen,“ sagte Robert, „hast Du etwas dagegen, mit einem ehemaligen Spielkameraden ein Glas Wein zu trinken?“

„Durchaus nicht, Härdenstein,“ erwiederte der Angeredete, näher rückend. „Ich sprach Dich nicht an, weil man mir sagte, Du miedest allen Umgang.“

„Der Grund ist einfach, Wolfskehl; die fruges consumere nati und ich, wir passen vor der Hand nicht zusammen. Jene glauben nur genießen zu dürfen, ich muß einstweilen nur arbeiten, beide sind wir vom Normalen entfernt; indessen zwingen mich die Verhältnisse. Ich bin jetzt blos Pächter von Oberndorf, halte kein Haus, es Freunden zu öffnen, und ermangele der Zeit für Eure Gesellschaften.“

„Also weder Widerwillen, noch Haß hält Dich zurück?“

„Es mögen erbauliche Geschichten über mich im Umlauf sein!“ sagte Härdenstein lächelnd.

„Wer kümmert sich darum, was böse Weiber schwätzen und Andere gedankenlos wiederholen,“ entgegnete Wolfskehl.

„Du hast für eine dunkelgrau gefärbte Schilderung Deiner Ansichten zunächst der alten Bärenburg zu danken."

„Welcher ich doch mit keiner Silbe meine Gesinnung anvertraut habe; doch will ich es mit Fassung tragen. Du bist wol Otto, der zweite Sohn?"

„So ist es, Härdenstein! Also brannte mich die italienische Sonne nicht so braun, um mich unkenntlich zu machen?"

„Zehn lange Jahre sind es, seit wir uns trennten," bemerkte Robert sinnend, „wir waren damals fast noch Knaben."

„Erinnerst Du Dich!" rief Otto, angeregt vom Strom andrängender Jugenderinnerungen, „wie wir Lilly heimlich Champagner gaben und die Kleine einen Rausch bekam. Ich hielt sie bei den langen Haaren, Du gossest ihn ein."

„Das war keine besonders rühmliche Großthat," bemerkte Robert lächelnd.

Beide gaben dem Genuß, von sonst zu plaudern, eine Weile nach; tolle Streiche waren es und unbedeutende Ereignisse, aber die frische Kinderzeit verlieh dem Andenken Reiz. Es war mittlerweile in das Schloß um Flaschenverstärkung geschickt worden. Otto brannte eine neue Cigarre an und leerte behaglich das Glas.

„Wie der deutsche Wein wieder mundet in der Heimath," versetzte er, „nach zehn langen Jahren in Italien. Nur dreimal war ich auf Urlaub zu Hause. Wie habe ich mich dieses Mal wieder herausgesehnt und werde ich froh sein, wenn meine Zeit wieder um ist. Man sagt, es geht bald wieder los gegen die Wälschen, das wäre mir das Liebste."

„Fandest Du in Deiner Familie etwas nicht nach Wunsch?"

„Nun, ich ärgerte mich so ziemlich über Alles. Der erste Verdruß war, meinen Bruder Waldemar nicht zu treffen; der liegt in Galizien und kämpft gegen das Fieber. Dann fand ich Lilly krank, sie ist ein liebes Mädchen und, es muß heraus, die Mutter quält sie. Der Vater erschien mir in sich gekehrter als bei früheren Besuchen; daß er so wenig Herr im Hause, verdrießt mich auch. Dazu gesellt sich die Befürchtung, daß der Mama gerühmtes Regiment durchaus nicht zum Vortheile unseres Vermögens ausschlage. Das sind Alles nur die alten Misstände, aber in der Entfernung kommen sie aus dem Sinn und daheim peinigen sie."

„Wie kommt es, daß Ihr mitten im Winter auf das Land ginget?"

„Im Herbste schon nöthigte Lilly's Gesundheit ärztlichen Rath zu suchen; nun hat die arme Kleine das Uebel überstanden, aber zur Kräftigung wurde ihr Ruhe und Landluft verordnet. In der Hauptstadt unterhielt ich mich noch, aber hier in Wolfskehl, ohne Nachbarn, und keine Freude zu Hause, plagt mich die Langeweile. Nun erst gar, seit wir die alte Bärenburg zum Besuche haben, duldet es mich nicht mehr in Wolfskehl; wenn nicht Lilly's Thränen mich abhielten, brächte ich den Rest meines Urlaubes beim Herzog in C. zu. Dem Mismuthe zu entgehen, fahre ich in der Irre umher, es war ein glücklicher Zufall, der mich heute nach Oberndorf führte."

„Ist Gräfin Bärenburg allein?"

„Du meinst wol, ob sie Judith bei sich habe?"

„Ja!"

„Das hübsche Mädchen fehlt leider und es steckt etwas dahinter, ich weiß nicht, wo sie blieb. Lilly wurde stets unfreundlich angelassen, wenn sie nach Judith fragte. Sie scheint ein verpönter Gegenstand. Meine Schwester, die Judith herzlich zugethan ist, hat es noch nicht herausbringen können, was aus dem Mädchen ward, so viel sie sich Mühe gab."

„Unbegreiflich!“ bemerkte Robert, „mir liegt daran, das Geschick der jungen Dame zu erfahren. Wahrscheinlich wurde ihre Verbindung mit Graf Dagobert wegen der Trauer verschoben.“

„Die ist abgebrochen!“ rief Otto lebhaft, „und die Alte geräth in mächtige Wuth, wenn Judith's Verlobung mit dem Vetter Erwähnung geschieht. Mir scheint, er steckt ihr selbst im Kopfe, denn sie schreibt ihm beinahe täglich.“

„Aber Judith!“ wiederholte Robert.

„Du kennst ja die thörichten Gerüchte, die über sie im Umlauf sind. So lange Graf Bärenburg lebte, dachte wol Niemand im Ernste daran, sein Lieblingskind anzugreifen, doch jetzt erhielt die misgünstige Stiefmutter Oberwasser.“

„Sie soll mir Rede stehen,“ sagte Robert.

„In einigen Tagen steht Dir ihr Besuch bevor; sie beabsichtigte einen Ueberfall, nun bist Du gewarnt.“

„Begleite mich nach den Ställen,“ versetzte Robert, den durch Graf Wolfskehl's Nachrichten erzeugten Unmuth überwindend; „ich kann Dir zwar nur gute Zuchtstuten und schwere Ackerpferde zeigen, aber bis Du wieder kommst, werde ich mir manch schönes Fohlen zu Nutzen und Freude gezogen haben.“

Arm in Arm schlenderten die jungen Männer nach den wohlgehaltenen, luftigen Stallungen. Ein hübscher Pony, glänzend braun, streckte den Kopf Robert's liebkosender Hand entgegen.

„Das ist Gräfin Judith's Leibroß," bemerkte er lächelnd, nach Zuckerstücken in seine Tasche greifend. „Graf Bärenburg," fuhr er fort, „hat selbst vor seiner Abreise über die meisten Pferde verfügt, und die noch übrigen befahl die Witwe, sogleich zu verkaufen. „Witch" ließ ich nicht aus dem Stalle, und Christian übergäbe den Pony um keinen Preis jemand anders als seiner Herrin. Er reitet ihn selbst alle Tage spazieren, weil mir das Thier zu leicht ist."

„Es wäre ein vortreffliches Pferd für Lilly," versetzte deren Bruder, „leider wird Mama niemals gestatten, daß sie in den Sattel steigt, und es thäte doch der armen Kleinen so wohl!"

Nach dem Pony erhielt wie billig de[illegible]s [illegible]ieblingsstute den Besuch; sie stammte aus [illegible]ndern und war von starkem, kräftigem Knochenbau. Robert klopfte den Hals, strich über die glatten, eisengrauen Haare, er hatte sie „Victoria" getauft und zum eigenen Gebrauche erwählt.

Prüfend wurden die Hufe aufgehoben, die Fesseln gemessen, ein Pferdewärter mußte sie hinausführen und der

Cavallerieoffizier blickte mit Vergnügen auf die anmuthig kräftigen Bewegungen des Thieres.

Das sachkundige Gespräch wurde noch eine Weile fortgeführt, dann nahm Otto mit herzlichem Händedruck Abschied.

Zu Hause versicherte der Husarenrittmeister, Härdenstein sei ein guter Kerl und angenehmer Gesellschafter, alle nachtheiligen Gerüchte über ihn nur dummer Klatsch.

Dabei drehte Otto den Schnurrbart so heftig und sein Ton klang so bestimmt, daß Gräfin Bärenburg, durchaus nicht von seiner Galanterie verwöhnt, für besser fand, zu schweigen und sogar die Mutter sich begnügte, sauer zu lächeln. Dafür hörte Lilly gläubig zu und nickte zustimmend mit ihrem Köpfchen.

Sechstes Capitel.

Gleich nachdem Graf Wolfskeehl fortgefahren, berief Robert Christian. Er ließ sich von dem alten Diener Judith's Zimmer aufschließen und alle im persönlichen Gebrauch und Besitz des Mädchens gestandenen Sachen bezeichnen, über welche er eine genaue Liste anfertigte.

Christian errieth die Absicht und theilte seinem Herrn mit, daß der Hofmeister gern in einem Pavillon im Parke geschrieben und mit Judith gelesen habe. Es befand sich eine kleine Bibliothek in dem einsamen Gartenhause, möglich, daß Bücher, Papiere oder sonstige Gegenstände vorhanden waren, von denen Judith nicht wünschen konnte, sie in die Hände der Stiefmutter fallen zu sehen.

Robert brach sogleich dorthin auf.

Schloß Oberndorf war noch ein gemüthliches, bequemes Herrenhaus. Der Geschmack der verschiedenen Besitzer hatte nach Bedürfniß Bau an Bau gefügt. Keiner hatte niedergerissen und auf die Trümmer des Vorfahren gebaut, sondern ein Gemisch verschiedener Baustile und Zeitalter bestand friedlich neben einander. Die massive Vorderfront mit der breiten Anfahrt durch die Maillebahn gehörte der Roccocozeit an. Stattliche Treppen führten zu Prachtsälen. Die Cabinette mit dem sächsischen Porcellan, die reichen Vergoldungen, Spiegel und Krystalle und Marmorgeräthe glänzten noch immer bei Festen; zum täglichen Gebrauche forderten die Gewohnheiten unserer Zeit für die reiche Familie andere Räume. Judith's Vater hatte einen modernen Gartenflügel hinzugefügt. Das älteste Gebäude, winklig, mit vielen Treppen und unzusammenhängenden Gemächern, bestand aus dem sogenannten Junkerstock, unten enthielt es die Stallungen. Hundertjährige Linden beschatteten dies alte Schloß, um welches der romantische Hauch vergangener Jahrhunderte wehte. Der letzte Besitzer hatte alles gelassen, wie er es vorfand.

Dieselbe bunte Ordnung herrschte in den Höfen, Gärten und Parkanlagen, da auch sie etwas aus dem Bedürfniß Entstandenes, nichts Gemachtes waren.

In der Nähe des ältesten Schloßflügels begann der verwilderte Thiergarten früherer Besitzer. Im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich die üppigen Weltleute von Zeit zu Zeit gern aus der herrschenden Verflachung und Frivolität in eine gewisse gefühlsselige, pietistisch gefärbte Einsamkeit zurückgezogen. Zu dem Zwecke errichtete sich auch einer der letzten Oberndorf im dicht verwachsenen Haine eine Eremitage.

Das kleine aus Holzwänden bestehende Haus war später zum Aufbewahren von Gartengeräthen benutzt worden, bis Ferdinand Korn es entdeckte und bat, daß man es ihm einräume. An heißen Sommertagen kam auch Judith gern dorthin. Die schattige Kühle erfrischte das von den Sonnenstrahlen ermüdete Auge. Der dunkle See hinter der Einsiedelei lud zu träumerischer Rast. Wie überall wo der Mensch sich zurückzieht, entwickelte sich reicheres Naturleben, Pflanzen wucherten auf dem ihnen nicht mehr streitig gemachten Boden, die scheuen Waldthiere kamen zutraulich heran. An den düsteren Tannen kletterten muntere Eichhörnchen, Vögel nisteten in den Wipfeln.

Heute, am frostigen, klaren Wintertage zeigte der Hain wenig von seinen Reizen. Die vernachlässigten Wege

knisterten unter den Tritten der Wanderer, ein gestörter Rabe erhob sich mit heiserm Schrei in die Luft.

Zwischen den kahlen Bäumen durch schimmerte ihnen gespensterhaft die schwarze Marmor-Statue eines Hundes entgegen, von dem grillenhaften Herrn zum Wächter seiner Einsiedelei gesetzt. Unmittelbar vor dem Hause befanden sich Tisch und Bank grob gezimmert. Der mächtige Stamm einer Trauerweide diente der Bank zur Stütze, ein Quell rieselte unter dem Baume, dessen Wasserstrahl sich einförmig in dem überschäumenden Becken aus Tropfsteinen fing.

Auf dem Platze mochte Judith häufig mit dem Hofmeister gesessen haben; wenn belaubt wölbte die Weide einen grünen Schirm über den Häuptern. Sinnend hing Robert's Blick an der Stelle, während Christian den Schlüssel an der Thür probirte.

Plötzlich flammte es wie zorniges Roth auf seinen Wangen, er trat rasch einen Schritt vor, zog ein Messer aus der Tasche und schnitt ein Stück ab von der Baumrinde. Jetzt flossen die Buchstaben unkenntlich in einander und Niemand vermochte mehr das verschlungene J. und F. zu unterscheiden, wie es zwar im Sommer die Blätterhülle verdeckte, aber der Frost blosgelegt hatte.

Die Eremitage schien erst seit Kurzem verlassen, neben dem Schreibtische stand noch gefüllt der Papierkorb. Blatt für Blatt wurde herausgenommen, auf mehren erschien Judith's Schrift. Sie enthielten kurze, klare Sätze, fremde und durch Anregung entstandene eigene Gedanken, welche sich das junge Mädchen hatte einprägen wollen. Robert traf vielfache Uebereinstimmung mit seiner Anschauungsweise, er sammelte die zerstreuten Blätter, um sie vor Untergang zu retten.

Längere Aufsätze allgemeinen Inhalts, theilweis ausgestrichen, durchrissen, fanden sich von Korn. Hier mangelte stets die Deutlichkeit und der den Gegenstand beherrschende Scharfsinn, unter einem Wust von Wissen schien ein unkräftiger Geist fast erdrückt. Eine krankhafte Richtung spiegelte sich da, wo der Hofmeister seine persönlichen Ansichten einmischte.

Robert war die Grundanschauung in diesen Aufsätzen zuwider, es ekelte ihm vor dem Phrasengemengsel, das unberechtigt sich einschob, die hohle Weltansicht zu überkleistern. Alle Werke der kleinen Bibliothek gehörten einer freigeisterischen Richtung an, die unter der Maske falscher Wissenschaftlichkeit auftritt. Solche verderbliche Nahrung

also hatte man Judith geboten! Bei solcher Gesinnung kann das Pflichtgefühl nicht keimen, das allein dem Menschen auf Erden zu harmonischer Erfüllung seiner Bestimmung leitet.

Robert warf ungeduldig Ferdinand Korn's Aufzeichnungen weg. Seine Achtung vor Judith stieg, daß sie von dem verderblichen Einflusse so wenig angekränkelt erschien.

Kleine Papierschnitzel lagen auf dem Boden des Korbes, häufig kehrten darauf dieselben Worte wieder: „Der Sohn des Hauses“. Dieser oft wiederholte Gedanke mußte eine dämonische Gewalt in dem Innern des Hofmeisters erlangt haben.

So weit folgerichtiges Handeln bei einem Charakter wie der Ferdinand Korn's möglich war, hatte er einen bestimmten Plan verfolgt. Erst galt es viel einzureißen, was zwischen ihm und Judith lag. Der Geist des Mädchens mußte sich blos auf augenblickliche Befriedigung richten, den sittlichen Halt verlieren, wenn sie ihm zur Beute fallen sollte. Aber wer Andere beherrschen will, muß zuerst sich selbst in Gewalt haben, Ferdinand Korn war der Spielball seiner eigenen Empfindungen. Gleich dem Zauberlehrling, der Geister beschwört, ohne sie bändigen

zu können, hatte auch den Hofmeister Vermessenheit zu traurigem Ausgange geführt.

Wie viel oder wie wenig war Judith in die dunkle Geschichte verwickelt: die Frage drängte sich Robert immer wieder auf, wenn er auch stets sie mit der ihm eigenen Entschiedenheit zu des Mädchens Gunsten beantwortete.

Christian hatte, während sein Herr nachsann, lautlos ein Heft vor denselben gelegt.

Judith's Bild, der schöne lebenswarme Kopf, blickte Robert freundlich entgegen, es war keine geübte Hand, das F. K. in der Ecke verrieth den Zeichner. In verschiedenen Stellungen und Anzügen kehrte das nämliche Bild wieder.

Später gesellte sich die Gestalt eines Mannes hinzu. Der Hofmeister ging mit der jungen Dame im Garten spazieren, es war ein so schneidender Contrast zwischen Beiden, daß Robert unwillkürlich lächelte.

Das verkrüppelte Menschenbild mit dem gelungensten Kunstwerke der Natur gab kein Paar zusammen.

Auf dem nächsten Blatte zeigte sich die Eremitage mit Umgebung, der See war angedeutet, im Vordergrund erschien die Bank nebst der Weide. Unter den überhängenden Zwei-

gen des Baumes saß Judith. Sie hielt einen Blumenstrauß in den Händen, vor ihr kniete der Hofmeister und langte nach den Blüthen — auf den Lippen des Mädchens schwebte das freundlichste Lächeln der Gewährung.

Manche junge Dame läßt sich ihr Bouquet rauben und es hat gar nichts zu bedeuten, aber bei Judith's festem Wesen wurde jede kleine Gunst gewichtig. Thörichtem Streben hätte mit äußerster Zurückhaltung begegnet werden müssen.

In dem Verhältniß Judith's zu dem Hofmeister gab es keine verzeihliche läßliche Schwachheit, nur in das Kleinste willigend machte sich das Mädchen der Schuld theilhaftig an allem, was nachkam.

Aufgeregt schlug Robert ein weiteres Blatt um. Wieder erblickte er die Zwei. Dieses Mal befand sich Korn in minder bescheidener Stellung. Er stand neben der jungen Dame, in dem freundlichen, offenen Bogengang, der sich an die südöstliche Seite des Gartenflügels anschloß. Zweige von Schlinggewächsen hingen anmuthig nieder. Blüthenfülle schien sich auf das Paar zu ergießen. Der junge Mann hielt des Mädchens Hand, sein Kopf neigte sich zu dem ihrigen und Lippe sog sich fest an Lippe.

Robert klappte das Heft mit den Zeichnungen zornig zu.

Er empfand nicht die gewöhnliche Eifersucht, seine freundschaftliche Gesinnung für Judith empfing keine wesentliche Trübung. Sie blieb noch immer Graf Bärenburg's Tochter, des unwandelbaren Freundes in der Noth, und nach wie vor war der Baron bereit, ihr jeden in seiner Macht stehenden Dienst zu leisten. Auch das äußere Wohlgefallen, der Genuß geistiger Verwandtschaft erhielt sich ungestört. Ihr Umgang hatte nicht im mindesten seinen Reiz für Robert verloren. Etwas Zarteres ging zu Grunde, die sittliche Freude an dem uns gut und wahr Dünkenden. Nicht mehr so rein lebte ihr Bild in seinem Angedenken als vordem. Robert's Empfindung war dem Schmerz ähnlich, den er gehabt haben würde, wenn er in edlem Kunstwerke einen Fehler entdeckt hätte, nur trat hier das Gefühl persönlicher, wärmer auf.

Schuldig! schuldig! Sollte er sie verurtheilen müssen? es thut so weh, der Richter eines Freundes zu sein!

„Den Plunder werfe ich wol fort?“ fragte Christian seinen Herrn, auf dessen Gesichte düsterer Ernst sich malte, vertrocknete Blumen und eine verblichene Schleife hinhaltend.

„Ja,“ entgegnete Robert kurz.

Der kluge Greis blickte auf den Gebieter, den er als Kind schon auf den Knien geschaukelt; er errieth zum Theil die Ursache der Misstimmung. Nur deutete Christian freilich in seiner Weise die Wolken auf Robert's Stirn und meinte, der Baron liebe Judith, aber sei eifersüchtig auf den todten Hofmeister.

„Von Gräfin Judith selbst hat Korn nichts von dem Tande erhalten," sagte der alte Diener.

Unwillkürlich horchte Robert auf.

Der Greis verbarg das Lächeln, als er wahrnahm, wie sich die Züge seines jungen Herrn erheiterten.

„Einst fischte ich am See hier hinter der Eremitage," fuhr er fort, „der Hofmeister kam mir den Tag besonders verstört vor, lebhaft mit sich selbst sprechend ging er hin und her, als sei er völlig übergeschnappt. Eben wollte ich mich nach dem Schlosse zurückbegeben, da sah ich Gräfin Judith herankommen. Nun dünkte mir es am besten, in der Nähe zu bleiben, um nöthigenfalls dem tollen Hofmeister den Schädel einzuschlagen. Hinter einem Baumstamme verborgen, beobachtete ich was geschah. Wie es stets der Fall war, wandelte sich Korn's Wesen wunderbar, sobald Gräfin Judith ihm näher kam. Er wurde wieder ruhig, schüchtern,

linkisch; immer nur aus der Ferne hatte er Muth. Meine liebe, junge Dame trug einige seltene Blüthen und sie sah so wunderschön aus, daß ich recht gut begriff, dem dünkelhaften Menschen, der sich für unsers Herrgotts Gleichen hielt, müßte das Hirn noch mehr verrückt werden. Kaum saß Gräfin Judith auf der Bank als der Hofmeister vor ihr niederstürzte und die Hand begehrend nach den Blumen streckte."

Das war die Scene des ersten Blattes, Robert zerknitterte, ohne es zu wissen, einen Bogen Papier. Mit intensiver Heftigkeit bohrten sich seine Augen in das Gesicht des alten Dieners.

„Weiter, Christian," bemerkte er mit einer, ungeachtet aller Selbstbeherrschung die Erregung verrathenden Stimme.

Der Greis lächelte behaglich, er deutete sich die Zeichen günstig; auf der Welt umschloß sein Herz nur noch zwei Wesen, und liebten sich diese, wurden sie vereint, dann folgte für die alte treue Seele ein heiterer Lebensabend. Er saß am Herd des ihm zum Freunde gewordenen Gebieters.

„Das schöne Gesicht Gräfin Judith's," nahm der alte Mann wieder das Wort, „veränderte sich in der einen

Minute schrecklich. Ich kannte solchen Zornesanfall vom Herrn Grafen her. Im Bogen flog von ihrer Hand geschleudert das Bouquet in den See. Später mag der tolle Kerl die Blumen wieder herausgefischt und hier im Schranke aufbewahrt haben."

Eine peinliche Spannung löste sich für Robert befriedigend. Indessen folgte rasch das Gefühl innerlicher Beschämung, warum hatte er vorschnell geurtheilt.

Zur Strafe zwang er sich, das mismuthig weggeworfene Heft wieder aufzunehmen — es fehlte noch die letzte Seite, was mochte sie bringen?

Nichts weiter als einen Hochzeitszug; als Hauptpersonen erschienen Gräfin Judith und Ferdinand Korn.

Das war also die vom Hofmeister geträumte Lösung — die Wirklichkeit brachte sie anders, der Mensch geht unfehlbar unter an äußerm oder innerlichem Zwiespalte, wenn er aberwitzig allzugewaltige Mächte in den Kampf fordert.

Robert gedachte sinnend der im Bilde so kühnen, im Leben so hoffnungslosen Liebe.

Keck hatte der Bleistift zweimal gelogen, zwischen innen saß schwerlich die Wahrheit. Das Blatt mit dem Kusse, welches Robert empört hatte, löste sich in nichts auf.

Hier steht noch eine Chatoulle im Wandschranke," versetzte Christian, „doch fehlt der Schlüssel dazu."

„Wir haben weder das Recht, sie gewaltsam zu öffnen, noch sie wegzunehmen," entgegnete Robert.

„In der Westentasche des todten Hofmeisters befand sich ein Schlüssel," bemerkte der alte Diener, „wahrscheinlich war es der hier fehlende. Gewiß sind auf die Correspondenz und die Geschäfte des Herrn Grafen bezügliche Papiere in dem verschlossenen Kasten aufbewahrt. Den bei Korn gefundenen Schlüssel übergab ich meinem Gebieter und sicher befindet er sich nun in den Händen der Frau Gräfin."

„Unsere Aufgabe hier ist vollendet," sagte Robert.

„Vergieb Judith!" murmelte er für sich und verließ dann, die bezüglichen Papiere zusammennehmend, die Einsiedelei.

Das schwärzliche Wasser des düstern Sees nahm Korn's Elaborate auf; „der Sohn des Hauses" wirbelte hinab in die schaurige Tiefe. In kleine Fetzen zerrissen folgte das Zeichnungsheft. Zufrieden sah Robert der gänzlichen Zerstörung zu, dann schlug er die Richtung gegen das Schloß ein.

Niedergekämpft, überwältigt erlag jeder Zweifel an Judith in seinem kraftvollen Gemüthe, das Verharren im

Zwiespalt ist ohnehin nur ein Zustand der kleinen, schwächlichen Seelen, je gesunder ein Geist, um so sicherer ringt er sich durch zum Lichte.

Was auch die Zukunft bringen, die Stiefmutter Böses brauen mochte, eines blieb fest, Robert war Judith's standhafter Freund.

Siebentes Capitel.

Die Nacht hatte den Frost gebrochen, golden fielen die Sonnenstrahlen auf die erstarrte Erde und lösten vollends die Fessel.

Robert trabte auf „Victoria's“ Rücken hinaus in die würzige Luft, er traf Anordnungen für die nun bald wiederbeginnenden Arbeiten im Freien. Dann ritt er noch zum Kohlenlager und setzte hierauf dem Waldsaume entlang seinen Weg in gemächlichem Schritte fort.

Er und der Eisenschimmel genossen die Bewegung in der freien Luft.

Der Weg schlängelte sich über einen Hügel und von der Spitze wurde weithin die Gegend sichtbar. Die Flon durchschnitt noch frostig den Wiesenplan mit ihrer glatten

Eisesdecke. Robert sah, wie eine zierliche Mädchengestalt sich dem Ufer näherte und auf dem Bache zu schleifen begann. Aus der Ferne ließ er einen Warnungsruf erschallen, doch dieser blieb unbeachtet.

Der Baron trieb sein Pferd heran, aber ein weiblicher Schrei durchzitterte bereits die Luft, bevor er die Stelle erreichte. Die schwach gewordene Eisesdecke war, wie er es vorausgesehen, unter der Unvorsichtigen gebrochen. Indessen zog das Mädchen behende wie ein Reh den eingesunkenen Fuß zurück und sprang heraus. Robert fand sie am Ufer zusammengekauert.

„Zu spät!“ rief ihm eine klare Stimme heiter entgegen.

„Sie sind doch nicht verletzt?“ fragte er absteigend.

„Nein, aber ich kann nicht aufstehen, weil mein Pelzstiefelchen im Wasser stecken blieb.“

Robert bog sich vorsichtig vor und es gelang ihm, den vermißten Gegenstand aufzufischen. Natürlich triefte er, es war ein zierlicher Cindarellaschuh. Mit Wohlgefallen blickte der junge Mann darauf.

Er nahm einen Ueberrock vom Sattel und reichte ihn der jungen Dame, sich einstweilen darein zu hüllen, um Erkältung zu verhüten.

„Sie sind unnachbarlich genug, daß man auf dem Eise einbrechen muß, um Ihre Bekanntschaft wieder anzuknüpfen," bemerkte das Mädchen, mit munteren braunen Augen ihn messend.

„Sie wären Gräfin Lilly?" fragte Robert lächelnd.

„Die bin ich und zugleich bitterböse auf Sie. Da kommt ein angenehmer junger Nachbar in unsere langweilige Gegend, man freut sich auf ihn, denkt an hübsche Tänze, Waldpartien und Pickenicks auf dem Grase, aber Baron Härdenstein zieht die Gesellschaft einiger Bauern in der Dorfschenke jeder andern vor und alle Freude wird zu Wasser."

„So schlimm ist es nun nicht. Glauben Sie, ich besaß, um so zu handeln, wie ich es that, gute Gründe. Wenn ein Einzelner sich, ohne ein kranker Narr zu sein, von der Gesellschaft absondert, so bringt er das Opfer."

„Warum leben Sie denn als Uhu?"

„Weil ich ein armer Mann bin!"

„Das ist ein allerliebster Einfall! so sehen sie also aus, die armen Männer! Sagen Sie mir, Baron Härdenstein, haben arme Leute ein gutes Reitpferd und einen feinen Tuchrock mit weichem Biberfell gefüttert? Mir müssen Sie

solche Dinge nicht vormachen, denn ich habe zu oft wirkliches Elend in den Hütten um Wolfskeehl gesehen."

„Gräfin Lilly, Sie kennen vom Leben nur den Ueberfluß Ihres herrschaftlichen Hauses und den Dorf-Mangel, welchen Ihr weiches Herz Sie zu lindern treibt; unendlich viel liegt dazwischen und genußreicher Verkehr ist nur mit solchen möglich, die uns in den Verhältnissen gleichstehen. Lassen Sie das Zürnen und schließen wir dauerhaften Frieden."

„Das will ich!" rief Lilly lebhaft. „Sie sind ein guter Mensch, mein Bruder Otto behauptet es und das Volk hierherum spricht mit achtungsvoller Liebe von Ihnen."

Robert lächelte wohlgefällig; so fest in sich abgeschlossen sein Charakter war und er selbstbewußt über den zufälligen Schwankungen menschlicher Meinung stand, Anerkennung befriedigt selbst das starke Gemüth, wenn auch deren Mangel es nicht niederzudrücken vermag.

„Und jetzt setzen Sie sich neben mich," befahl Gräfin Lilly, „wir wollen zusammen plaudern."

Ihre kleine Hand winkte Robert gebieterisch heran, es war das würdige Seitenstück des Fußes, der Blick des jungen Mannes hing mit Wohlgefallen an dieser Elfenhand,

bevor sie sich wieder unter ihre Pelzhülle barg, hatte sie Robert an die Lippen gedrückt.

Das war der erste Act der Galanterie, dessen er sich in seinem Leben schuldig machte, aber nie noch trat ihm bisher die hülflose, zarte Weiblichkeit so nahe. Sie weckte den Löweninstinkt der Großmuth in ihm, der männlich starken Befreundung des Schwachen. Warm leuchtete es im blauen Auge, vertrauenerweckend muthete es Lilly an.

„Der Bär beginnt sich zu zähmen?“ rief sie vergnügt. Alle ihrem Wesen angelegten Fesseln zerbrachen, die natürliche Lebhaftigkeit schuf sich siegreich Bahn. Wie das Zünglein flog! wie die Worte sprudelten! Er hörte darauf, der ernste, vom Geschicke gefestigte Mann, er schaltete seine theilnehmende Rede ein.

Eine Stunde glitt rasch dahin, auch Robert merkte es nicht, daß die Zeit schwinde. Er kannte jetzt Lilly's kleine Freuden, ihr Hoffen und Zagen. Verschwunden war das bleiche, krankhaft aussehende Mädchen, ein zartes Roth durchschimmerte die lichtbräunliche Wangenfärbung, munter blitzten die dunkeln Augen, die etwas scharfen Züge des hagern leidenden Gesichtchens erschienen weicher und runder. Gleich einem Kronreif schmiegte sich die breite schwarze Flechte über

die edel geformte Stirn. Die tiefe Incarnation der Lippen verlieh dem Kopfe etwas südlich Warmes.

Lebensfrisch hatte Lilly den Bann der Krankheit durchbrochen, ihr Köpfchen war erhoben, sie glich nun einer Blume, auf die der Nachtthau fiel.

Robert fühlte sich wunderbar erfrischt, sein Leben war so ernst, nach festen Grundsätzen ausgeprägt und einer nahezu erschöpfenden Thätigkeit geweiht, daß ihn jenes Kind mit der glühenden Einbildungskraft, dem warmen Fühlen, dem leichten beweglichen Sinn wohlthuend anmuthete.

Aehnlich ergriff es ihn wie den strebsamen Denker, der sich müde gelesen und in die freie Natur aus dumpfer Stube flieht, anstatt der schwarzen Gnomen der Lettern schmeichelt seinem Auge das saftige Grün, den Staub der Folianten vertauscht die Brust mit sonniger Waldluft.

Wohlig muß die Empfindung sein und so war sie auch bei Robert.

Hell klang aus dem nahen Dorfe das Mittagsgeläute herüber.

„O weh! ich muß jetzt fort“, bemerkte Lilly bedauernd, „eine Stunde brauche ich sicher nach Hause und treffe eben zum Essen richtig ein.“

„Wir wollen den Heimweg um die Hälfte abkürzen," entgegnete Robert, „und die so gewonnene Zeit noch hier genießen."

„Wie fangen wir das an?"

„Sie setzen sich auf Victoria und ich leite das Pferd nebenhergehend."

„Reiten soll ich auf dem großen, schönen Thier!" rief die kleine Gräfin, entzückt in die Hände klatschend.

Mit gutmüthigem Lächeln beobachtete Robert ihre Freude.

„Aber wie kamen Sie denn eigentlich überhaupt allein so weit von Wolfskeehl weg?" fragte er.

„Mir thut die Bewegung im Freien so wohl und ich kann sie so selten genießen; Mama behauptet, Spazierengehen verursache jungen Damen breite Füße, daher darf ich beinahe nur im Wagen hinaus. Dann fesseln mich auch die fürchterlichen Lehrer, die Stunden und Uebungen ans Haus. Will ich fort, so heißt es Zeitverlust."

„Die Augenblicke, in denen Sie Ihre Gesundheit kräftigen, wären eine gewonnene kostbare Zeit und mehr werth, als Meisterschaft in schönen Künsten, nebst der Sprachenkunde des Mezzofanti zusammengenommen."

„Allerdings! die Aerzte forderten eine andere Lebensweise für mich und deshalb kamen wir auch mitten im Winter

wieder auf das Land heraus, nur sind meine Tage leider fast ebenso eingetheilt wie in der Stadt."

„Man sündigt an Ihnen!"

„Heute Morgen schloß sich Mama mit Gräfin Bärenburg ein, wichtige Dinge mögen da verhandelt werden; ich nahm mir vor, den Augenblick der Freiheit zu nützen. Unsere Leute haben mich alle gern, Niemand verräth mich, ich floh durch ein Seitenpförtchen des Gartens."

„Armes Kind!" murmelte Robert halbleise.

„Es war so sonnig warm draußen, erst ging ich in ehrbarem Schritt, aber allmälig geriethen die Füße in's Springen. Die erste Lerche des Jahres schmetterte ihr Lied, mich zog der Vogelschlag fort. Des Heimkehrens vergaß ich, weiter und weiter lockte es mich, bis das klare Eis des Baches mir die Lust einflößte, zu schleifen."

„Folgen Sie meinem Rath, Gräfin Lilly, recht viele solche Morgen und Ihr ganzes Wesen erstarkt."

„Wenn Sie wüßten, wie schwer es mir zuweilen wird, loszukommen. Meine Jungfer hat oft statt meiner auf dem Piano irgend ein leichtes Stückchen geklimpert und der Haubenstock nahm häufig meinen Platz am Fenster ein — um

Mama zu täuschen. Bei Nacht vollendete dann die gute Lina an der Stickerei, was ich versäumt."

Plötzlich wandte sich der Mädchenkopf ein wenig besorgt nach Robert: „Zürnen Sie mir auch nicht, daß ich zu kleinen Falschheiten mich flüchtete?"

„Nein, Gräfin Lilly," erwiederte er in weichem Mitgefühl, „ich zürne denen, die Sie dazu trieben."

„Judith verschaffte mir sonst manchen Tag der Freiheit, sie bat mich häufig nach Oberndorf hinüber, ließ mich ihren Pony reiten und bereitete mir jede mögliche Freude. Aber ein größeres Opfer brachte sie, wenn ich krank war, dann hielt sie sich lange bei uns auf, ertrug den Zwang anstatt ihres schönen, freien, frohen Lebens. O, wenn sie auch von außen hart scheint, es besitzt einen Schatz, wem sie ihre Neigung weiht. Um mehre Jahre älter, ernster, klüger als ich, stieg sie im Verkehr zu mir freundlich herab. Judith erhielt reichliches Taschengeld von ihrem Vater und sie hatte stets geordnete Finanzen, während meine paar Gulden immer für mich und andere nicht reichen wollten. So oft Ebbe eintrat in meiner Kasse, wußte ich, an wen ich mich zu wenden hatte, Judith zankte zwar ein wenig, aber leistete gleich bereitwillig Vorschuß. Dagegen zwang sie mir viele von ihren

hübschen Sachen auf, wenn ich nur so unvorsichtig war, etwas zu loben."

„Wo ist Gräfin Judith jetzt?"

„Wenn ich das wüßte!" In Lilly's klare Augen schossen die Thränen. „Ich bin so allein und verlassen, seit meine starke, treue Freundin fort, ist Niemand mehr, der zu mir steht. Die Brüder sind meistens abwesend bei ihren Regimentern, der Vater schließt sich am liebsten in seinem Studirzimmer ab. Anfangs ertrug ich die Trennung schwer, Judith tröstete mich in freundlichen, zur Vernunft mahnenden Briefen. Nach Graf Bärenburg's Tod erhielt ich noch einmal Nachricht aus Genf und hierauf nicht wieder. Wäre mir nur bekannt, wo Judith sich aufhält, ich liefe zu ihr, ungeachtet aller Hindernisse."

„Ihr Bruder Otto theilte mir schon mit, daß Gräfin Bärenburg allein in Wolfskeehl ankam; leitet denn keine Spur darauf, was aus Judith geworden?"

„Glauben Sie, ich hätte nicht alles versucht, es zu erfahren?"

„Aber auf directe Frage mußte doch die Stiefmutter Antwort ertheilen."

„Es ist eine traurige Geschichte," bemerkte Lilly, „doch Sie sind Judith freundschaftlich gesinnt und ich kann gegen Sie offen sein." „Mama," begann die kleine Gräfin, „sah den Umgang mit Judith stets mit ungünstigen Augen, Gräfin Bärenburg war es gelungen, ihre eigene Abneigung gegen die Stieftochter auch der vertrauten Freundin einzuflößen. So lange Graf Bärenburg lebte, wagten es die beiden Damen nicht, offen vorzugehen und wir Mädchen blieben fest. Gleich nach dem Tode von Judith's Vater entfesselten sich die bösen Zungen gegen sie. Wahrscheinlich hörten Sie schon von den abscheulichen Verläumdungen, die hier in der Gegend im Umlaufe sind."

„Ja, man bringt die junge Dame in thörichter Weise in Verbindung mit dem Tode des Hofmeisters. In Oberndorf wagt es indessen Niemand mehr, dergleichen zu behaupten, seit ich da bin."

„Dafür danke ich Ihnen in meinem und meiner Freundin Namen," versetzte Lilly mit Wärme. „Es ist eine tolle, unverschämte Erfindung, denn erstens bestand gar nichts zwischen Judith und dem Hofmeister, sonst hätte ich es heraus bekommen müssen, und zweitens, wie hätte sie Korn wol lieben können, den plumpen Menschen, der beim Tanzen entsetzlich auf die Füße trat?"

„Dies letzte Argument ist überzeugend, Gräfin Lilly," entgegnete Robert gutgelaunt, „und ich freue mich deshalb, nie von einem Mädchen verworfen zu werfen, weil ich niemals tanze."

„Die Haare des Hofmeisters standen stets borstenartig in die Höhe und sein Halstuch war geradezu schaudererregend geknüpft. Nein, ein vertrautes Verhältniß zu so einem Manne ist unmöglich!"

So oft sich Robert dasselbe gesagt, so fest er davon überzeugt war, mit Vergnügen vernahm er die Bestätigung durch Lilly, die Judith nahe gestanden und in mädchenhafter Weise wahrscheinlich ihr Vertrauen besessen.

„Wäre Korn ein Anderer gewesen, dann mochte es sein," nahm die kleine Gräfin das Gespräch wieder auf, „ich denke mir es außerordentlich hübsch, auf alle weltlichen Vortheile zu Gunsten eines geliebten Mannes zu verzichten nnd mit ihm fern von der Welt in inniger Gemeinschaft zu leben. Auch Judith schlug ich schon gemeinschaftliche Flucht auf eine stille Insel vor, dort zwischen Blüthen, Früchten und schönen Vögeln allein der Freundschaft zu leben."

„Wo liegt jene glückliche Insel, Gräfin Lilly?" fragte Robert. „Mich dünkt, kein Seefahrer hat ihrer erwähnt."

„Sie urtheilen wie Judith, nur gebrauchte diese strengere Worte. Meine Freundin meinte, ich solle mir die kindischen Gedanken aus dem Kopfe schlagen. Der Mensch besitze ein weites Feld der Freiheit, es sei das eigentlich geistige Gebiet, in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens ordne sich der Vernünftige den Verhältnissen unter. Ach, wenn alle Menschen sie kennten und liebten wie wir! aber leider waren ihr stets die beiden Damen misgünstig gesinnt, meine Mutter und Gräfin Bärenburg halten Judith für schuldig."

„Und man hat Ihnen den immer nur ungern geduldeten Umgang verboten, jede Auskunft über das Geschick Ihrer Freundin verweigert?"

„So ist es! Nur müssen Sie mich nicht für feig genug halten, meine Freunde kampflos zu verlassen. Ich versuchte Bitten, Thränen, Trotz, alles vergebens! Sogar an den Thüren lauschte ich, über Judith erfuhr ich nur die alten, thörichten Anklagen."

„Dann hoffe ich bald glücklicher zu sein, als Sie, Gräfin Lilly; nach der Aussage Ihres Bruders Otto steht der Besuch der Witwe in Oberndorf bevor, ich werde fest darauf dringen, über die junge Dame beruhigt zu werden."

„Sie theilen mir dann doch auch mit, was Sie von Judith erfahren.“

„Sicher! verlassen Sie sich darauf, daß ich sogleich an Otto darüber schreibe.“

„Warum nicht an mich selbst.“

„Weil der Brief höchst wahrscheinlich von Gräfin Wolfskeehl in Empfang genommen würde.“

„Sie haben recht!“ versetzte Lilly kleinlaut.

„Aber jetzt ist es in der That höchste Zeit aufzubrechen,“ fügte sie bedauernd hinzu.

Robert hob sie wie eine Feder von der Erde empor und setzte sie auf den Sattel, seinen pelzgefütterten Ueberrock um des Mädchens herabhängende Füße schlagend.

Er ergriff den Zügel und leitete den Eisenschimmel vorwärts. Der kleinen Gräfin behagte die Art des Transportes ausgezeichnet, sie lachte vergnügt auf den Führer herab und ihre Brust dehnte sich aus in kräftigen Athemzügen. Das Wohlgefühl hatte seine natürliche Folge, fröhliche Stimmung zu erzeugen.

„Worin bestehen eigentlich Gräfin Bärenburg's Zukunftspläne?“ fragte der Baron.

„Sie will vor allem ihre Söhne versorgen, dann glaube ich, denkt sie an sich selbst — sie ist verliebt!"

Der silberhelle Klang eines Mädchengelächters schloß die Mittheilung, offenbar fand Gräfin Lilly die zärtliche Neigung der Witwe sehr komisch.

„Also doch!" unterbrach Robert die Heiterkeit des sylphidenartigen Geschöpfs. „Ich hielt Judith's Stiefmutter für keine liebenswürdige Frau, aber traute ihr Klugheit zu."

„Jedes Ding hat seine Grenzen," bemerkte Lilly philosophisch. „In den Verhandlungen zwischen Mama und unserm Gast kommt der Name Dagobert häufig vor. Die Damen sind über den „Vetter" schon uneins geworden. Als Gräfin Bärenburg's vertraute Freundin, gewöhnt sich in deren Angelegenheiten zu mischen, ärgert sich Mama, daß ein Mann sich gleichfalls mit denselben befassen will."

„Diese nach monopolistischem Alleinbesitz strebenden Freundschaften sind eigentlich gänzlich selbstsüchtiger Natur, eine echte, edle Liebe kennt Eifersucht nicht; wo ihr sittliches Gebiet verletzt wird, hört sie von selbst auf, erlaubtem Wohlwollen Dritter gewährt sie freundliche Theilnahme."

„So fühle auch ich, Sie drücken es aus! Wer von meiner Freundin geliebt wird, wird dadurch auch mein Freund!“

„Ueberhaupt verstehe ich Neid und Haß nicht,“ fuhr Lilly fort. „Nie begriff ich, was Gräfin Bärenburg gegen Judith hat. Mich behandelt sie mit Zärtlichkeit, aber ich vermag ihr nicht gut zu sein wegen ihrer Gesinnung gegen die Stieftochter.“

„Wohl Ihnen, Gräfin Lilly!“ bemerkte Robert weich.

Lilly fügte ein begeistertes Lob Judith's hinzu, fast schien es, als hätte sie deren Vertheidigung zu führen. Die kleine Gräfin ahnte nicht, wie lieblich ihr die Wärme stehe, wie sich ihr Wesen belebe und jedes Wort — zu ihrer eigenen Ehre ausfiel, sie höher hob in Robert's Gunst.

Er trank in langen durstigen Zügen den aufschäumenden Enthusiasmus seiner Gefährtin. Ihr Plaudern war ihm eine erquickende Erholung nach ernstem Denken, nach harter Arbeit, die sein Leben füllten, es muthete ihn an wie Waldesduft und Vogelschlag, gleich holdem Märchen aus der Kinderzeit.

Es lag etwas Blumenhaftes in Lilly's Wesen, sie labte ihn, wie sich der Bergsteiger freut, wenn er auf beschneitem Hochgebirge ein Edelweiß findet.

„Wir sind dem Schlosse nahe, ich muß umkehren,“ sagte Robert.

„Treten Sie ein,“ bat das Mädchen schmeichelnd.

„Unmöglich, Gräfin Lilly, ich besorge, Jahre können darüber hingehen, ehe ich Ihre Schwelle betrete.“

„Wir wollen sehen!“ rief sie mit dem frischen, fröhlichen Uebermuth eines glücklichen Kindes.

„Wir wollen sehen!“ wiederholte sie noch einmal, nahm lächelnd aus Robert's Hand den Pelzstiefel, schlüpfte hinein und sprang davon.

Scheidend nickte die kleine Gräfin im sieghaften Selbstbewußtsein der Jugend.

Robert schwang sich in den Sattel und ritt gemächlich heim. Gern war er eingekehrt in die weiche Nacht der Gefühle, die seinen vom hellen, grellen Tageslicht ermüdeten Geist wohlthuend ausruhte.

Der warme Ausdruck lag noch auf dem männlich schönen Gesicht, als der Eisenschimmel vor Schloß Oberndorf anlangte. Robert's Augen fielen auf einen bereits ausgespannten abgeladenen Reisewagen.

Christian trat ihm mit der Meldung entgegen, die Frau Gräfin sei da.

Das war eine von Lilly gründlich verschiedene Person, Robert's Züge verfinsterten sich in Erwartung des Zusammentreffens.

Er trat in's Haus, kalten und festen Sinnes.

Achtes Capitel.

Zum ersten Male betrat Gräfin Bärenburg Schloß Oberndorf als unumschränkte Herrin; dem bisher gewaltsam in Schranken gehaltenen Charakter konnte sie nun freie Entfaltung gewähren.

Als erstes Opfer ihrer Herrscherlaune fiel der alte Christian. Sie hatte die Aufnahme des Greises stets für ein Stück unnützer Großmuth gehalten; später mochte sie ihn nicht leiden, weil Judith sich seiner annahm; jetzt sprach die Wittwe in kurzen, harten Worten seine Entlassung aus. Die Versprechungen ihres verstorbenen Gatten kümmerten sie nicht.

Christian empfing die Ankündigung vollkommen gefaßt, er wußte, daß Robert ihn nie verlassen werde.

Nachher kam die Reihe an die übrigen noch anwesenden Diener. Wer nicht schon bei des Grafen Lebzeiten zur Gräfin gehalten, wurde unerbittlich fortgeschickt, die Treubefundenen erhielten Aufnahme in dem stattlichen Haushalt der Dame.

Gleich bei ihrer Ankunft im Schlosse hatte die Witwe alle Schlüssel abgefordert und war durch die verschiedenen Räume geeilt. Sie bezeichnete die Gegenstände, welche sie mitnehmen wollte, die übrigen wurden zum Verkaufe bestimmt.

Nur die von Judith bewohnten Gemächer blieben Gräfin Bärenburg unzugänglich, Christian verweigerte, sie aufzuschließen ohne Auftrag seines Herrn. Drohung und Zorn prallten an dem Greise wirkungslos ab. Ungeduldig befahl die Witwe, den Pächter von Oberndorf vor sie zu bescheiden.

Robert erfuhr das eben Erzählte aus dem Berichte des alten Mannes. Er dachte nicht daran, der keineswegs in höflicher Form an ihn ergangenen Aufforderung sogleich Folge zu leisten. Ruhig nahm er seine Mahlzeit ein und ging den nöthigen Geschäften nach. Die Dame fand Zeit ihren Zorn zu kochen und wieder abzukühlen, bevor sie Robert zu Gesichte bekam.

Schon bei vorgerücktem Abende ließ sich endlich Baron Härdenstein melden.

Ihre Beziehungen konnten nicht freundschaftlicher Natur sein; sie hatten sich bereits feindlich gegenübergestanden, als nach des Majoratsherrn plötzlichem Tode die Witwe ungeachtet der vortheilhaften Bedingungen ihn aus der Pacht zu drängen versuchte.

Beide lernten sich dabei soweit kennen, daß er einsah, es mit einer gegen Recht und Unrecht gleichgültigen Person, sie es mit einem festen Gegner zu thun zu haben.

Charlotte hatte eben ihren einsamen Thee beendet und die unterbrochene Lectüre mehrer Schriften wieder aufgenommen, als Robert eintrat.

Ein böser Blick, ein kurzes Kopfnicken empfingen ihn; er nahm als ein vollkommener Gentleman in ruhiger Haltung der Dame gegenüber Platz.

Der einfache dunkelgraue Anzug saß der kräftigen, ebenmäßigen Gestalt vortrefflich. Der körperlichen Gesundheit stand nicht, ihren Eindruck abschwächend, geistige Unbedeutendheit zur Seite. Klarheit des Denkens und Festigkeit des Wollens drückten der Physiognomie Robert's ihren deutlichen Stempel auf. Unter gemüthlicher Einwirkung blickte das blaue Auge für gewöhnlich heiter, lächelte der frische

Mund wohlwollend. Jetzt lag nur Ernst, kalter, finsterer, unerschütterlicher Ernst auf den Zügen des Mannes, den Lilly schwerlich für ihren Gefährten vom Morgen erkannt haben würde. Der Mangel jeder Sympathie trat allein der feinen, durchgebildeten Form wegen in nicht abstoßender Weise auf.

„Sie ließen mich lange warten,". begann Gräfin Bärenburg in hochmüthigem Tone, als spräche sie zu einem Untergebenen, der den Vollzug ihrer Befehle versäumt hatte.

„Ich kam, sobald ich Muße fand," entgegnete er gelassen.

Charlotte maß Robert noch einmal, sie fühlte, daß sie es hier mit einem überlegenen Gegner zu thun hatte, von dem kein Zornesausbruch drohte, dessen selbstbewußte Energie vielmehr dadurch eisern wurde, daß keine Leidenschaftlichkeit sie trübte.

Unwillkürlich milderte sich die Stimme der Witwe.

„Ich kam hierher, meine Angelegenheiten zu ordnen," bemerkte sie, „weil ich diese Gegend auf längere Zeit verlassen will; nun wird mir der Zugang in den östlichen Flügel des neuen Schlosses verweigert."

„Frau Gräfin, die Schlüssel stehen zu Ihren Diensten, doch muß ich die Bedingung daran knüpfen, daß Nichts

zum persönlichen Gebrauche und zum Privateigenthum Gräfin Judith's Gehöriges entfernt werde."

„Mit welchem Rechte, Herr Baron?"

„Jeder Rechtschaffene schützt nach Kräften Abwesende vor Benachtheiligung."

„Sie treten als Judith's Sachwalter auf! Wahrscheinlich stehen Sie auch sonst in näheren Beziehungen zu dem Mädchen, und so hätte ich wol gar deren Aufenthalt hier ganz in der Nähe zu suchen."

„Die Vermuthung ist eine irrige, und ich muß sie als die Ehre der jungen Dame wie meine eigene verletzend, bestimmt zurückweisen. Zur Tochter des Grafen Bärenburg sind mir nur zwei Beziehungen möglich, achtungsvolle Freundschaft oder offenes Werben um ihre Hand."

„Sie wissen sicher, wo Judith weilt!"

„So wenig, daß ich entschieden darauf dringen muß, es durch Sie zu erfahren, Frau Gräfin."

„Merkwürdig!"

„Was ist aus Gräfin Judith geworden?"

Robert's Blick wurzelte streng und fest auf dem Gesicht der Dame, während er der Antwort harrte.

„Das fragen Sie mich?" versetzte die Witwe höhnisch.

„Ja, und noch mehr, ich verlasse dies Zimmer nicht ohne Aufklärung.“

„Nun denn! das Mädchen lief eine Woche nach dem Tode meines Gatten in die Welt; was seither aus ihr geworden, kann ich beschwören, selbst nicht zu wissen.“

Robert's Gesicht verfinsterte sich, die Schatten der Betrübniß lagerten sich zum Ernste desselben. An der Wahrheit des Gesagten fand er keinen Grund zu zweifeln, die zornige Erregung Charlottens bürgte selbst dafür.

„Wer die junge Dame zu so unbesonnenem Schritte trieb, trägt schweres Unrecht,“ bemerkte er düster.

„Wie, Sie finden die natürliche Ursache, Judith's Zügellosigkeit, nicht?“

„Gegenwärtig ist nicht der Augenblick, die junge Dame anzuklagen, ich halte mein Urtheil zurück, bis ich den Beweggrund ihres Handelns kenne, einstweilen werde ich Gräfin Judith dienen, wo ich es kann.“

„Sogar die Schmach stößt Sie nicht zurück? Sie sind ein standhafter Freund!“

Höhnisch wie diese Worte Charlottens gesprochen wurden, mischte sich doch ein fast schmerzlicher Ausdruck darein. Mitten in ihrer boshaften Freude über Judith's vermeinten Untergang blitzte die Erkenntniß in ihr auf, daß sie nie

einen Freund besessen, nie einen Freund besitzen werde, der mit so fester, ehrenvoll männlicher Gesinnung zu ihr stand in des Lebens Wechselfällen.

Charlotte zog eine rasche Bilanz zwischen den hohlen, kleinlich eigennützigen Gefühlen ihrer Umgebung und Robert's Charakter. Wieder fraß der Neid an ihrem Herzen. Judith besaß noch ein kostbareres Gut, auch dieses sollte ihr entrissen werden. Daß dem Verluste von Robert's Achtung auch der seiner Freundschaft folgen müsse, wurde Gräfin Bärenburg klar.

Wenige Worte hatten hingereicht, Dagobert seiner damals noch ehrenvoll unter dem Dache des Vaters lebenden Braut zu entfremden; jetzt besaß die Witwe nach ihrer Meinung positive Beweise von der Schuld des Mädchens und Judith irrte eine Flüchtige schutzlos in der Welt umher.

Robert hatte sich verabschiedend erhoben.

„Bleiben Sie, ich habe Ihnen noch etwas mitzutheilen!“ rief die Dame triumphirend.

Sie langte nach den Papieren, welche sie bei Robert's Eintritt weggelegt. Er erkannte die Cassette aus dem Gartenhause und folgte nicht ohne Aufregung der Entwickelung.

„Hören Sie mir zu," versetzte die Gräfin, „ich werde Ihnen einige der Tagebuchsblätter Ferdinand Korn's vorlesen; das Zeug fand sich zwischen Papiere meines Mannes geschoben und sorgfältig verschlossen."

Eine eigenthümliche Gewalt zog Robert wieder in den eben verlassenen Lehnstuhl zurück und mit brennenden Augen begann er zu lauschen.

Die Gräfin hub an:

— — „„Zum Spartaner bin ich nicht geboren, das Leben in den Dachkammern widert mich an. Wie beschneidet uns die Wirklichkeit den idealistischen Flug! Kann ein Mensch in wohlfeilem Kosthause essend erhabene Gedanken hegen? Die Kräuter und Wurzeln verschlingenden Anachoreten vermochten phantastisch zu träumen, bei Fasanen und Austern läßt sich geistreich schreiben, aber Brodsuppe mit Leberwurst zieht unrettbar in den Sumpf der Gemeinheit hinab.

Also mag Theodor predigen; er besitzt durch Heirath und Amt mäßigen Wohlstand; wie lange müßte ich selbst noch auf diese bescheidenen Herrlichkeiten warten und mich einstweilen quälen. Ich habe es satt, meine Kräfte für Zeitschriften schreibend, zu zersplittern und aufzureiben. Um dasjenige an den Tag zu bringen, was in mir steckt,

bedarf ich sorgenfreier Muße. Im Interesse meines unsterblichen Dramas nahm ich an und ging in Feindesland.

Ich bin im Schlosse des Aristokraten, seine Söhne zu erziehen.

Auf der Station erwartete mich ein leichter Halbwagen, derselbe, in welchem der Verwalter nach der Stadt fährt; die herrschaftlichen Equipagen waren, scheint es, zu gut für mich!

In Oberndorf angekommen, wurde ich sogleich zum Majoratsherrn berufen; dieser rasirte sich eben, und fuhr ruhig fort, auch während ich mich in der Stube befand. Ein elegant gekleideter schwarzer Herr verrichtete schweigend und pünktlich wie ein Automat alle nöthigen Handgriffe; zuweilen spritzte ihm Wasser und Schaum auf das feine Tuch. Seitwärts stand ein schöner Leibjäger mit kohlschwarzem Haar.

„Gleich!" rief mir der Graf zu und hörte noch den Bericht des Jägers zu Ende. Es wundert mich, wie diese oft häßlichen Großen es wagen, solche Prachtexemplare der Männlichkeit in ihre Häuser aufzunehmen.

„Meine Söhne haben nicht nöthig, Gelehrte zu werden," das war der Schlußsatz einer häufig unter-

brochenen Rede des Grafen. Ich hörte nicht zu, wie aus einem Traume erwachend merkte ich, daß ich entlassen sei. Meine Augen waren die ganze Zeit über auf ein herrliches Frauenbild geschmiedet gewesen.

In meine Stube zurückgekehrt, schrieb ich Obiges nieder, fremd unter Fremden, durch Lebensstellung und Ansichten von meiner Umgebung geschieden, will ich ein ausführliches Tagebuch halten, um auf diese Weise meinen Empfindungen Luft zu machen; denn auch Theodor kann mir kein Vertrauter sein, war es doch gegen des ältern Bruders bestimmten Rath und Willen, daß ich hier eintrat.

Man ruft zu Tisch.

Im Mittelalter bildete das Salzfaß auf der Tafel die Demarcationslinie zwischen Herren und Dienern, heutzutage haben die Vornehmen die Kunst erfunden, Diejenigen, welche sie sich nicht gleich dünken, auf ihren Plätzen durch eisiges Benehmen anzufrieren.

Mich fröstelte bei der ersten Mahlzeit im Schlosse; aus purer Verlegenheit aß ich nicht und blickte ich nicht vom Teller auf, nachdem ich, ohne zu wissen wie, auf einen Sitz gelangt. Die Familie sprach unter sich, mich beachtete Niemand.

Plötzlich schlug ein scharfes Organ an mein Ohr: „Wir speisen auf dem Lande nur in Halbtoilette.“

„Mama redete Sie an,“ sagte mir Alfred.

Ich sah erschreckt in die Höhe; ein Paar finstere Augen starrten mir feindlich entgegen. Etwas in meinem Aeußern mußte das Misfallen der Dame hervorrufen, und doch hatte ich meinen neuen schwarzen Frack an, das feinste, weiße Halstuch umgebunden. Sollte der obere oder untere Theil meiner Kleidung zu viel sein? Die Rüge blieb mir unverständlich, denn auch die Anderen waren vollständig angezogen, die Hausfrau selbst stack in einem wahren Panzer von Seide. Meine Verwirrung zu vermehren, hatte ich eben den Mund voll und würgte vergebens, der Bissen wollte nicht hinab. Wol mochte die Verlegenheit sich allzudeutlich auf meinem Gesicht ausdrücken, denn die Jungen kicherten.

„Sie hätten im Ueberrocke zu Tisch kommen sollen, Herr Korn,“ bemerkte eine Stimme, die mir wie reine Musik klang.

Aus dem Munde eines herrlichen Geschöpfes drangen die Töne, es war das Ebenbild des weiblichen Portraits aus dem Zimmer des Grafen, nur um so viel schöner, als blühendes Leben gemalte Leinwand übertreffen muß.

Nach Tisch liefen meine Zöglinge fort, der Majoratsherr entfernte sich mit seiner herrlichen Tochter, die Gräfin verschloß sich in ihr Zimmer, ich blieb wieder allein.

Judith's Bild erfüllte mich — schien es doch, als hätte ich bisher nie eine Frau gesehen!

Später stürmten die Buben herein, ihnen folgte ein Diener, mehre Krüge Bier bringend, und Kurt erklärte, er wolle zur Feier meiner Ankunft ein Tabackscollegium halten. Die Bengel zündeten sich Cigarren an, mein Widerstreben half nichts und sie fragten mich so spöttisch, ob ich denn nicht rauchen könne, daß ich endlich auch eine annahm.

Diese Knaben führen ein wahres Teufelskraut, wie ward mir so wehe! — es folgte eine elende Nacht."" —

„Was sagen Sie zu diesem Hofmeister?" bemerkte die Gräfin verächtlich.

„Ueber Ferdinand Korn habe ich nicht mehr nöthig, mir ein Urtheil zu bilden," versetzte Robert ruhig, „seine Anmaßung und Thorheit sind mir schon längst bekannt."

„Nun denn, Sie sollen auch noch Judith kennen lernen!"

Die Gräfin nahm ein neues Blatt auf.

— — „„Am Morgen brachte ich es durch Anwendung von vielem kalten Wasser dazu, daß sich mein Kopf einigermaßen klärte. Indessen erschrak ich über das leidensbleiche Bild im Spiegel. Ich begebe mich zum Frühstück hinab. Eben krümme ich den Finger, an die Thüre zu pochen, da rauscht ein Frauenkleid hinter mir eine zarte Hand legt sich mir auf den Arm.

Oh Entzücken, ich blicke in Judith's göttliches Gesicht!

„Klopfen Sie nicht, Herr Korn," sagte sie mit angenehmem Lächeln. „Sie würden meiner Stiefmutter nur Stoff zu einer boshaften Bemerkung liefern. In herrschaftlichen Häusern, wo Diener zum Anmelden bereit stehen und die Familie stets, außerhalb ihrer Schlafzimmer, in einer gewissen Repräsentation lebt, ist diese Art sich anzukündigen unnütz und ungebräuchlich."

„Empfangen Sie meinen Dank, Gräfin Judith," entgegnete ich, „Sie wollen mich durch die Klippen und über die Untiefen des vornehmen Lebens bugsiren."

Sie nickte und lächelte freundlich.

„Noch eine Warnung, Herr Korn," bemerkte die junge Dame, „Alfred bekannte mir den tollen Streich von gestern; meine Brüder machen es sich zur Aufgabe,

jeden Hofmeister zu vertreiben. Nehmen Sie mich zur Verbündeten, wir werden das Gewebe ihrer kleinen Schuljungen-Bosheit zerstören."

„Gräfin Judith, mich soll Niemand aus Schloß Oberndorf drängen!"

„Das freut mich!"

Die Lichtgestalt schwebte mir voran in den Speisesaal.

Ich schluckte den Kaffee siedheiß hinab und vergaß Zucker zu nehmen — es freute sie, daß ich blieb!

Nachher begann mein Unterricht.

Kenntnisse hatte ich bei den Söhnen des Aristokraten nur wenige vorausgesetzt, aber ihre Unwissenheit übertraf alle meine Erwartungen. Kurt erklärte mir, er wisse genug zum Majoratsherrn, und der gutmüthigere Alfred gab sich wol einige Mühe, aber an seinem überwiegenden Leichtsinne und seiner natürlichen Beschränktheit scheiterte jeder Versuch, ihn im Wissen zu fördern.

Ich sah mich unwillkürlich in die Bahn meiner Vorgänger gedrängt, das heißt, ich überließ die Jungen sich selbst, zur Sisyphusarbeit fehlt mir der Beruf.

Eine Stunde hatten wir mehr vertändelt als studirt; nachher entließ ich die Knaben in den Garten, ich dehnte mich auf dem Sopha, denn der Kopf schmerzte noch von

gestern. Allerdings hielt ich ein Buch in der Hand, indessen entfiel es mir und Halbschlummer überwältigte mich.

Mit einem Male vernahm ich das bekannte Rauschen, Judith's Nähe ankündigend; auf die Füße springend, fand ich mich der jungen Dame gegenüber.

„Sie werden so freundlich sein, mir bei meinen Studien zu helfen, Herr Korn," redete sie mich mit ihrem vollen, wohlklingenden Organe an.

„Ich verneigte mich stumm; sie hielt ein Manuscript in der Hand, es war des „Reimarus Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes". — Da mir das Werk fremd war, beschloß ich, während der Nacht darin zu lesen.

„Lassen wir es für heute, Sie scheinen müde," nahm Judith wieder das Wort, „wir wollen nur zusammen plaudern und in's Freie gehen."

Freudig folgte ich meiner lieblichen Führerin; wir schritten über schön gehaltene weiche Rasen, einzelne Blumenbeete hoben sich in brennenden Farben von der tiefgrünen Unterlage. Weitere Baumpartien breiteten sich aus in dem Maße, als wir uns vom Schlosse entfernten. Mir ward unsagbar wohl an der Seite des Mädchens.

„In Schloß Oberndorf interessire ich allein mich für Bücher," bemerkte Gräfin Judith.

„Welcher Art sind Ihre Studien?" fragte ich.

„Die Beziehung des Menschen zur Gottheit beschäftigt mich."

„Ein schwieriges Feld, besonders für eine junge Dame!"

„Deshalb erwarte ich von Ihnen Hülfe."

Die schönen, ausdrucksvollen Augen hafteten auf mir und ich erbebte unter dem feurigen Strahl. Betrachtet mich diese Gräfin Judith wirklich nur wie einen der bestäubten Folianten der Bibliothek? Ist der arme Candidat in Schloß Oberndorf so wenig ein Mann, als der prächtige Leibjäger? Die stolze Gräfin könnte sich täuschen — der Cursus Ferdinand Korn's für ein Mädchen heißt Liebe!

Mein Weg ist klar, ich muß die Schranken einreißen, die sich zwischen uns erheben, zuerst die Standesvorurtheile erschüttert, ihr das Werden der Ungleichheit gezeigt, nachher am semitischen Gottesbegriff gerüttelt. Habe ich Dir erst den feinen arischen Pantheismus beigebracht, dann bist Du mein, Judith! Der Sieg ist

leicht, der fleißigste Schüler der Aula kämpft — gegen ein Mädchen!

So dachte ich es mir; rasch und warm floß mir die Rede. Nahm ich es vielleicht nicht strenge genug? Misfallen drückte sich häufig auf dem klaren Gesichte aus, ein ironisches Lächeln umschwebte zuweilen den reizenden Mund.

Ich fand Judith mehr gerüstet und gewappnet, als ich es ahnte; sie kannte die historische Entwickelung des Adels sehr wohl, und war keineswegs in Adelsvorurtheilen befangen.

Ihr erster Lehrer, an dem sie noch mit Liebe hängt, Pastor Braich, muß ein starrer Bekenner des Rationalismus gewesen sein. Nun haben wir allerdings diese Stufe überwunden, aber in der Handhabung des logisch formalen Begriffes waren die Rationalisten stark.

Judith lachte über meinen pantheistischen Nebel und Dunst, wie sie es nannte.

Ueberzeugt habe ich sie keineswegs.

Warum auch bei einem Mädchen auf den Verstand wirken wollen? Die mystischen, dunkelen Seiten des Gemüthes und was dahinter lauert, sind die natür-

lichen, schwachen Seiten des Weibes; magischer Erfolg harrt hier für den geschickt die Tasten Rührenden.

Wir gelangten in eifrigem Sprechen bis an eine düstere Stelle des großen Parkes, ein schwärzlicher Wasserspiegel fängt das Bild einer Klausnerhütte auf. Tiefe Stille, gänzliche Einsamkeit rings umher.

„Hier wäre ein günstiger Platz zum Lesen," bemerkte ich.

Judith nahm lebhaft den Gedanken auf, sie will mit dem Vater sprechen, der ihr nichts abschlägt, die alte Einsiedelei soll uns zum Museum errichtet werden.

Das Mädchen erhob nicht die geringste Schwierigkeit, so entfernt vom Schlosse, von allen Menschen, mit mir allein zu bleiben.

Das erste von mir mitgebrachte Buch soll die neue Heloise sein, die Rollen vertheilen sich von selbst, Judith — Julie, ich — St. Preux! — —""

Wieder war Charlotte bei einem Abschnitte angelangt, sie erhob die stechenden Augen vom Blatte auf zum Zuhörer.

Robert's Gesicht erschien dunkler gefärbt, er hatte sich unwillkürlich der Gräfin zugeneigt, die Miene drückte gespannte Aufmerksamkeit aus.

Die Witwe war mit dem Resultat ihrer Prüfung zufrieden.

„Hier haben wir nun den Anfang des Endes," bemerkte sie scharf, „das Werk des Gotteslästerers Rousseau von einer jungen Dame an einsamer Stelle mit dem Hofmeister gelesen."

„Das Buch zeugt von der krankhaften Natur und Richtung des Autors," entgegnete Robert mit ruhiger Festigkeit, „auf Gräfin Judith konnte es keine nachtheilige Wirkung üben, sie mußte es einfach abgeschmackt finden."

„Also weiter, wenn Sie noch nicht glauben wollen," versetzte Gräfin Bärenburg ungeduldig, „es kommt immer besser."

Sie fing von neuem an:

„„— Dies Leben auf den Höhen der Menschheit ist unläugbar ästhetisch schön, ich beginne mich heimisch zu fühlen im Aristokratenschloß. Muße genug, Bücher soviel ich will, jedes Bedürfniß reichlich bedacht, weite luftige Räume, aufmerksame Diener, die Schnelligkeit von acht Pferdefüßen zu meinem Gebote, nichts Unharmonisches, nichts was den Schönheitssinn verletzt. Und doch bin ich nur ein Miethling! wie würde es erst sein, wäre ich „Sohn des Hauses" !

„Sohn des Hauses" — Wachtraum meiner Seele, der beginnt sich festzusetzen, die Vision ist hartnäckig wie der Nagl des Arabers.

Durch Gräfin Judith's Gunst und Besitz schwinge ich mich leicht zur Höhe empor.

Wie diese vornehmen Halbbarbaren selbst die Vortheile ihrer Stellung verkennen, in roher Sinnenlust suchen sie allein Befriedigung, während der wahre Genuß nur in dem vollendeten Einklang zwischen Sinn und Geist besteht.

Die Griechen haben ihn gekannt in ganzer Schöne.

In der spielenden Ruhe des bedürfnißlosen Seins wurzelt die echte, freudige Schöpferkraft. Die deutsche Literatur krankt an der Armuth; ein deutscher Schriftsteller ist selten, ein französischer häufig und ein englischer beinahe .immer in anständigen Verhältnissen.

Ich will schaffen auf der Höhe einer glücklichen, gesicherten socialen Lage — bis dahin kein Versuch mehr, die Schwingen weigern den Flug, so lange die Sorge abwärts zieht.

Mein Studium ist jetzt Judith, ihr eigenthümliches Wesen muß ich ergründen. Bei ihr ist mir zum ersten

Male einer Frau, einem Menschen gegenüber das Gefühl geistiger Ueberlegenheit abhanden gekommen!

Der Versuch mit Rousseau mislang, sie tadelte meine französische Aussprache und nannte die Geschichte unerträglich langweilig — weiter als zwanzig Seiten ließ sie mich gar nicht kommen.

Besser gelang es mit Virgil's Aeneide. Judith versteht ein wenig Latein und liebt die Sprache; günstig ward mein Vorschlag aufgenommen, die Classiker zu lesen.

Wir kamen zum sechsten Buche; meine Stimme zitterte, während ich die Verse langsam und deutlich vortrug, ihr Auge folgte mir auf dem Blatte, schönes, warmes Leben pulsirte in der junonischen Gestalt. Mir tanzten die Buchstaben vor dem Gesichte, in einem Moment von süßem Wahnsinn sank mir der Kopf auf den rundlichen Arm, den sie vorstreckte, um das Buch mitzuhalten — ich wagte es, den Mund auf ihre blaue Ader zu drücken, schwellend im gesunden, jugendfrischen Blute.

Verwirrt floh ich dann, im Waldesdunkel mich zu bergen — bei der Abendtafel trafen wir uns wieder. — Judith hatte geschwiegen, sie zürnte nicht, sondern benahm sich unbefangen, nur etwas ernst. — —“

„Wenn ein Mädchen das erste Vergehen nicht ahndet, so ladet sie zu stärkerm Angriffe ein!"

„Ferdinand Korn war ein erbärmlicher Schurke," sagte Robert strenge.

„Desto weniger kann Judith entschuldigt werden."

„Um so unmöglicher ist es, die junge Dame zu beargwöhnen."

Härdenstein sprach dies so scharf und streng, daß Gräfin Bärenburg keinen bestimmten Widerspruch wagte. Sie stieß nur die auf dem Tische zerstreuten Schriften mit Ekel von sich.

„Nehmen Sie die Papiere, Herr Baron," bemerkte die Dame höhnisch, „mir fehlt die Geduld mich durch den frechen Unsinn durchzukämpfen. Ueber Judith bin ich im Klaren und habe daher nicht nöthig bis zum Schlusse zu lesen. Mit siebenzehn Jahren stieß sie die unverschämte Werbung des Hofmeisters nicht zurück, mit zwanzig war sie reif zu schamloser Flucht."

„Mir dünkt, wir hätten uns nichts mehr zu sagen, Frau Gräfin."

Robert raffte hastig die Papiere zusammen und entfernte sich mit kaltem Gruße.

Neuntes Capitel.

Christian erwartete seinen Herrn im Junkerbau in Verwunderung über das lange Verweilen desselben bei der Gräfin. Die Neugierde des Greises blieb unbefriedigt.

„Zünde frisches Feuer in meinem Ofen an," sagte Robert kurz, zu fernerem Gespräche schien er nicht aufgelegt.

Bald prasselte die Flamme lustig in die Höhe, Christian verließ das Gemach und Robert griff nach den Blättern. Viel hatte er schon zerstört, was Kunde gab von Ferdinand Korn's thörigter Liebe; wenn das Feuer des Hofmeisters Tagebuch verzehrte, dann blieb wol nichts mehr übrig! Sollte er es vernichten? Nur kurze Zeit schwankte

sein Entschluß, dann flog ein zuversichtliches Lächeln über seine Züge.

Die Papiere lagen sicher bei ihm in Freundeshand, sie mußten erhalten werden, weil sie den Beweis von Judith's Unschuld enthielten, und nicht, wie die Mutter meinte, ihre Schuld.

Das vermeintliche Unrecht, daß Judith eine Liebkosung des Hofmeisters geduldet hatte, ohne ihn für immer aus ihrer Nähe zu verbannen, fand eine befriedigende Lösung in ihrer Reinheit und ihrem Stolze — durfte ein siebenzehnjähriges Mädchen auch nur ahnen, wohin wahnsinnige Begierde den Mann zu führen vermag?

Sogar lesen wollte Robert die Tagebuchblätter nicht, sein Vertrauen auf Judith war ungebrochen. Ein Geheimniß blieb freilich bestehen, weder der Vater noch die Tochter hatten für gut befunden, Robert in dasselbe einzuweihen, aber auch danach mochte er nicht weiter fragen.

Die Klingel rief Christian herbei. Begleitet von dem Greise stieg Robert hinab in die feuerfesten Gewölbe des Schlosses, dort verwahrte er in eisernem Schranke wichtige Papiere, Besitztitel und sonstige Dokumente, zu ihnen legte er auch Ferdinand Korn's Tagebuch.

Eine unerwartete Ehre für des halbtollen Hofmeisters Ergießungen.

Ueber Judith's Vergangenheit blieb Robert die zweifelsfreie Gewißheit; sie enthielt nichts wodurch das Mädchen seiner Theilnahme unwürdig wurde — um so mehr ängstigte ihn die Ungewißheit über ihr Schicksal. Das allzufrühe Losreißen von der Familie konnte ein Mädchen, den Klassen angehörend, welche nicht gewohnt sind, für sich selbst zu sorgen, auf Abwege führen.

Als Robert spät noch zum Nachtmahle in die goldene Sonne trat, fanden ihn die über sein langes Ausbleiben verwunderten täglichen Genossen schweigsam, in sich gekehrt. Die mannichfachen Schwierigkeiten seiner Lage hatten bisher noch nie in der Weise Robert's Stirn umwölkt.

Die Misstimmung wollte nicht weichen, solange Gräfin Bärenburg im Schlosse weilte. Gegenseitig vermieden sie sich zu treffen, und nach einigen Tagen fuhr die Witwe wieder fort. Sie hatte tüchtig geräumt und weggeschafft, verlassen an den leeren Wänden in dem einst prachtvoll eingerichteten Zimmer des Grafen hing nur noch Judith's Bild.

Mit zorniger Geberde blieb Christian vor demselben stehen, als er auf seiner Wanderung durch's Schloß den Spuren der Verheerungen nachging. In der treuen Seele

empfand er die der jungen Dame angethane Schmach. Ein Einfall erhellte das verdüsterte Gesicht, sorgfältig hob der alte Diener das Bild herab und trug es in die schöne Gallerie, die einen Vorbau des östlichen Flügels gegen den Garten zu bildete.

Es war ein freundlicher durch Glasfenster begrenzter Raum, von welchem ein schöner offener Bogengang in's Freie führte. Am leicht gebräunten Holzgetäfel zogen sich zierliche Schlingpflanzen empor. Ihnen fügte Christian das Porträt ein. Die reichen Blüthenbüschel einer Asklepia bildeten jetzt einen natürlichen Rahmen um das prachtvolle Frauenbild, dessen gesättigte Farben anmuthig mildernd; der Greis betrachtete zufrieden sein Werk.

An dem mit sorgfältiger Liebe geschmückten Platze weilte Judith häufig, wenn sie in Schloß Oberndorf sich aufhielt. Robert brachte hier seine wenigen Mußestunden zu und Niemand durfte ihm da die köstlichen Augenblicke der Freiheit, des Lebens für sich, stören. Christian allein hatte Eintritt, weil ihm die Pflege der Pflanzen oblag.

Der alte Mann wußte, Robert würde auch heute kommen, denn der Kaffee war in die Gallerie bestellt worden, wie es zu geschehen pflegte, wenn Robert einige freie Zeit vor sich sah. Christian, der mit dem Aufhängen des Bildes

seinem Herrn eine Ueberraschung bereitet, war begierig zu sehen, wie jener sie aufnehmen würde und wollte daher den Augenblick von Robert's Eintritt nicht versäumen. Der Greis eilte sich mit den Vorbereitungen.

Bald nachher kam der Erwartete in behaglicher Stimmung, wie immer, wenn er diesen Raum betrat. Er streckte sich bequem auf das antik geformte Ruhebett von dunkelm Holze, mit goldgepreßtem Leder überzogen, ein länglicher Tisch stand dabei, bedeckt mit Zeitschriften, Broschüren und Büchern.

Robert empfand den Hochgenuß, den allein der Thätige in den Mußestunden eines wohlausgefüllten Lebens kennt. Er nahm die kleine japanische Schale aus Christian's Hand und empfing dazu die türkische Pfeife gefüllt mit duftendem Latakia.

Draußen tobte das Unwetter. Hier im geschützten Raume wechselten Orangenbäume mit Granaten, der Lorberblüthe; die Feige schoß stämmig empor, zierliche Palmensorten mischten ihre Fächer unter die prächtigen Zweige des Muskatnußbaumes. Blutrothe Beeren südlicher Gewächse hoben sich von dem Grün. Die weiße Orangenblüthe schwängerte die Atmosphäre mit ihrem feinen, durchdringenden Geruche.

Die Bouquetrose guckte neugierig aus dem Netzwerk der Wände hervor.

Ein zahmer Cacadu saß zu Häupten des Ruhebetts nahe an Robert's Kopf, buntfarbige Aras wiegten sich auf den Sträuchern, gelbe Kanarienvögel schwirrten munter dazwischen. In dichtbewachsener Ecke hatte ein Turteltaubenpaar sich das Nest gebaut und die eben flügge gewordenen Jungen traten ihren ersten Flug in's Leben an.

Ernsthaft lag Wolf zu Füßen seines Herrn, den Kopf auf das Ruhebett gestützt. Den Hundegreis umwedelte das zierliche japanesische Hündchen, welches Judith zurückgelassen hatte. Wolf duldete mit Großmuth die Neckereien des Thierchens, er ließ sich gutmüthig zausen und zerren, die weißen Seidenflocken Bijon's fielen auf des Jagdhundes altersergrautes zottiges Fell.

Mit gemüthlicher Befriedigung blickte Robert ihrem Spiele zu.

Es war ihm wohl an dem Orte, wo nichts den Schönheitssinn beleidigte und der Contrast von außen den Reiz verstärkte.

Zufällig glitt Robert's Blick über die ihm gegenüber befindliche Wand, das Roth der Freude färbte den frischen Kopf höher.

„Ein Schmuck mehr," wandte er sich an Christian.

„Ich dachte, der Herr Baron würden es nicht dulden wollen, daß Gräfin Judith verlassen, verachtet im leeren Zimmer hängen bliebe."

„Sicher nicht, und Du hast wohl gethan, sie hierher zu bringen."

Der heitere Ausdruck war aus Robert's Zügen verschwunden, der Gedanke verscheuchte ihn, daß Judith schutzlos in der Welt umher irre, die Tochter des Freundes seiner Familie, das herrliche Mädchen.

Robert nahm ein Buch zur Hand. Es lockte ihn die Lösung eines naturwissenschaftlichen Problems, das in demselben behandelt war.

Aber ihm fehlte der ruhige Geist zu echter Würdigung, zu wahrem Genusse. Die Ungewißheit über Judith's Geschick, die Unsicherheit ihrer Lage quälten ihn.

Wieder empfand er es peinlich, daß er nicht frei sei. Gern wäre er in die Welt gezogen, sie zu suchen und über ihr zu wachen. Pflicht und Nothwendigkeit fesselten den Pächter von Oberndorf an die Scholle.

Noch ein Sehnen lebte in Robert's Brust, dem er ebenfalls nicht folgen durfte, wollte er nicht selbst das feste Gewebe seines planmäßigen Handelns zerreißen.

Es zog ihn in Lilly's sonnige Nähe, aber für jetzt mußte er auch sie meiden.

Doch eine starke Natur versinkt nicht in grübelndes Nichtsthun.

„Mache Dich reisefertig, Alter!“ rief Robert dem Greise zu, welcher sich stille mit den Pflanzen beschäftigte, „es gilt einen Auftrag, den ich nur Deiner Treue, Klugheit und Verschwiegenheit anvertrauen kann. Du begiebst Dich nach der Hauptstadt zu Notar Schaller, dem langjährigen Sachwalter des Grafen Bärenburg. Er soll Dir helfen Gräfin Judith aufzuspüren, denn ich weiß nicht, wo sie sich aufhält, natürlich muß mit äußerster Vorsicht zu Werke gegangen werden.“

„Sehr wohl! Herr Baron, wir wollen die junge Dame schon finden. In einer Stunde fahre ich nach der Station.“

Mit militärischem Anstande nahm der alte Mann die rechte Schulter vor und trat den Marsch aus der Gallerie an.

„Noch etwas, Christian!“

Auf den Ruf des Gebieters kehrte sich der Greis um.

„Nimm das südamerikanische Schilfkörbchen aus meinem Zimmer, packe einige der jungen Tauben hinein und

gieb sie in Schloß Wolfskeehl beim Vorüberfahren für Gräfin Lilly ab.“

„Sehr wohl,“ wiederholte der gutgeschulte Diener, aber innerlich brummte er.

Wozu auch brauchte sein Herr die Turteltauben Gräfin Lilly zu schicken, das sah fast wie beginnende Liebe aus und die wünschte Christian doch dem Original des schönen Bildes aufgespart.

Robert schaute auf die jungen Täubchen mit den schüchtern emporgereckten Häuptern. Sie wird sich der Thierchen freuen, dachte er, und sein Auge strahlte milde, warmes Lächeln lagerte sich wie Sonnenschein über die gewöhnlich ernsten Züge.

Hierauf griff Robert befriedigt nach der Lectüre, bald war er tief in seinen Gegenstand versenkt.

Ohne Zeitverlust machte sich Christian auf den Weg. Den einen Theil des Auftrages vollzog er leicht, wenn auch widerwillig. Indessen thaute der starre Sinn, als Christian sah, wie Lilly die niedlichen Gäste liebkoste, wie sie hüpfte und entzückt war. Er mußte sich mitfreuen.

Die kleine Gräfin griff in die Tasche und da sie nichts fand, riß sie sich eine feine Goldkette vom Halse als Botenlohn — sie bedachte in ihrem Jubel nicht, daß sie den Ver-

lust des Geschmeides werde büßen müssen und daß man ihr den Besitz ihrer Täubchen vergällen würde. —

Vergebens weilte Christian eine Woche in der Hauptstadt, der gewandte alte Jurist brauchte seine Spürnase erfolglos.

Notar Schaller entließ Christian mit der bestimmten Erklärung an Robert, Gräfin Judith sei niemals in die Residenz gekommen.

Gelassen nahm Baron Härdenstein den Bericht auf. Im Frühjahr erforderten Geschäfte seine Reise in die Hauptstadt, bei dieser Gelegenheit gedachte er besser zu suchen. Nur wenige Monate galt es noch, sich zu gedulden, bis Judith's Minderjährigkeit ablief und die Stiefmutter alle Rechte über sie verlor. Selbstverständlich mußte dann Judith aus ihrer Verborgenheit treten, um ihr Vermögen zu fordern. Für den Freund brach dann der rechte Augenblick des Einschreitens und Beistehens an.

Was Lilly betraf, so trieb nichts zur Eile, sie war jung, fast noch ein Kind. Bei der großen Nähe mochte manch freundlicher Zufall sie zusammenführen, ohne daß Robert seinen Vorsätzen untreu ward und Umgang mit den Nachbarn suchte.

Einstweilen verlor er sie nicht aus den Augen — später, bei verbesserter Vermögenslage, konnte er sich ihr nähern.

Daß Lilly seine Gefährtin werde, wob sich als goldene Zukunftshoffnung in Robert's Lebensplan.

Er arbeitete frischer und muthiger, weil ein freundliches Ziel ihm winkte.

Zweiter Theil.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Die nach Judith forschten aus Liebe oder Haß, sie alle fanden sie nicht, denn Niemand suchte sie in der bescheiden in entlegener Vorstadt der Residenz lebenden Louise Braich. Einfache dunkle Verhältnisse sind ein guter Mantel wider die Neugierde und ein treffliches Mittel, den Schmerz zu überwinden, das Talent zu entfalten.

Kapellmeister Braich bewohnte ein freundliches, kleines Haus für sich allein. Die Felder fingen unmittelbar vor seiner Thür an. Der frische Wind strich von den Bergen her, die fern im Süden bei wolkenlosem Horizonte sich zeigten. Ein Gärtchen umgab das Haus.

„Goldenem Sattel auf dürrem Gaule" verglich der große Schwedenkönig die Stadt.

Keine üppigen Fluren laben den Blick dessen, der aus dem Garten Deutschlands kommt, dem gesegneten, früchtereichen Länderstrich zwischen Main, Neckar und Rhein; dort pocht das Herz fröhlich, das Leben braust und schäumt. Die Landschaft hat hier ihren Charakter geändert, ein reißender Strom treibt seine Wogen in hohem, freiem Becken durch sandigen Grund. Die Region der Voralpen beginnt, in ihren weiten Thälern haben sich Seen gebildet, das unwirthliche Gebirge sendet Stürme, die sich in den entwaldeten Ebenen nirgends brechen. Nur die Wolkenspiegelung ist wunderbar schön, sie mahnt an die Campagna des einzigen Rom.

Das Frühjahr tritt ein ruck- und stoßweis, der Winter will nicht scheiden, Schnee und Regen rieseln herab; plötzlich dreht sich die Windfahne und die Bäume sind grün. Der Mensch wird auf diesem Boden von der Natur nicht verweichlicht, nicht geblendet, darum vermag er auch geistig kräftig sich zu entfalten. .

Die kranke Brust vermag den über die Fläche wehenden scharfen Nordost nicht zu ertragen, aber die gesunde Lunge dehnt sich aus, erhöhter Lebenstrieb schwellt die Glieder. Wer schwächlich ist, siecht hoffnungslos dahin, doch wem

eine richtige Säftemischung und kräftige Constitution zu Theil geworden, der lebt bis zu den Tagen Methusalem's.

Judith hatte keine üble Folge des verrufenen Klimas verspürt. Von der fieberhaften Ausgleichung, durch welche die meisten Neuangekommenen gehen müssen, war sie verschont geblieben. Freilich verfloß auch ihr Leben vollkommen naturgemäß. Arbeit und Erholung, durch Eintracht der Familienglieder gemüthlich erwärmt, wechselten zweckmäßig ab.

„Wird sie trauern?“ hatte Frau Barbara kurz nach Judith's Ankunft ängstlich den Gatten gefragt. „Wird sie in unserm kleinen Hauswesen sich unbehaglich fühlen, Zerstreuungen und Glanz ihrer Vergangenheit vermissen?“

„Das Mädchen sieht mir nicht darnach aus,“ gab der Kapellmeister entschieden zur Antwort.

Uebrigens zerstreute sich auch die Angst der mütterlichen Freundin rasch. Judith empfing durch Vermittelung des Professors Korn viele Bücher, sie studirte eifrig mit und ohne ihn. Sie half Frau Barbara bei der Führung des Hauswesens und ließ sich von dem Hausherrn im Generalbaß unterweisen.

Lernen, wirken, ernten, das ist die richtige Eintheilung des Lebens und da Judith den ersten Theil dieses Pro=

gramms zweckentsprechend ausführte, flossen ihre Tage zufrieden dahin.

Judith saß am Fenster in ihrer freundlichen, geräumigen Stube; die Maiensonne zauberte Reize sogar über die öde Gegend. Das Mädchen schlug ihr Buch zu und sprang die Treppe hinab.

Unten holte sie einen Spaten und lockerte rüstig das Erdreich am letzten, noch nicht angebauten Fleck des Gartens. Nach einer Weile erschien der freundliche Kopf der Kapellmeisterin am Fenster.

„Du wirst müde werden, Kind!" rief die gute Frau hinunter, „ruhe Dich aus."

„Nicht doch, Mütterchen, die Arbeit hat Eile, morgen pflanzen wir Zwiebeln," entgegnete Judith.

Es war ein bescheidener Krautgarten für den Hausbedarf, in welchem Judith arbeitete. Frau Barbara war zu praktisch, um unter diesem Himmel feine Obstsorten zu pflanzen, und sie besaß einen zu guten Geschmack, um an verkümmerten Lilien oder einem Rosenstock hinter dem Staket Gefallen zu finden. Weil also das Schöne doch nicht erreicht werden konnte, huldigte man verständigerweise allein dem Nützlichen.

Judith führte ihre Aufgabe durch; es wird im Leben wenig erreichen, wer lässig die Hände sinken läßt, sobald die Anstrengung beginnt. Sie war ziemlich erschöpft, als die letzte Scholle fiel; es ist aber etwas Köstliches um die Müdigkeit nach ehrlicher Arbeit.

Fröhlich kehrte Judith in ihr Gemach zurück, sie fand eben Zeit, ein wenig zu rasten und ihre Toilette herzustellen, bis der Tritt des heimkehrenden Hausherrn auf der Treppe schallte.

Die Eßstunde schlug.

Goethe beschreibt ein Familienmahl — er sagt: Jeder kommt zerstreuet, mit seinen persönlichen Angelegenheiten beschäftigt zu Tische, ohne geistig oder körperlich Toilette zu zu machen und in gegenseitiger übler Laune platzen die Geister aufeinander. Der große Mann griff wie immer ins Leben, aber er wählte dieses Mal das kranke.

In der hellen Wohnstube dampfte einladend die Schüssel; der Kapellmeister nickte den Frauen nur kurzen Gruß zu, denn er war tüchtig hungrig. Heiter hingen die noch immer frischen Augen an den Händen der Gattin, wie sie ihm Suppe herausschöpfte. Grüne Erbsen schwammen unter dem Reis in der aromatischen Brühe, Carviolstücke tauchten auf mit Magen und Lebern von Geflügel.

Mit einem Ah! der Befriedigung begleitete Braich jeden der erscheinenden Schätze.

„Ich aß einst bei einem großen Gastmahl Schildkrötensuppe," sagte er, sobald er die Sprache wieder frei hatte, „aber die war nicht halb so gut als was uns Barbara vorsetzt."

Die runde Frau lächelte zufrieden.

„Was das Kind wieder für Rosen auf den Bäcklein hat," fügte der Kapellmeister hinzu, Judith anblickend. „Sicher hast Du im Garten gearbeitet?"

„Errathen, Papachen, ich bin nun fertig und habe es ganz allein vollbracht."

Lächelnd blickten die alten Leute auf das von Gesundheit und Jugend strahlende Geschöpf; daß es nicht ihr eigen Fleisch und Blut, hatten sie vergessen.

Der Hausvater fuhr in den kurzen Pausen des vorzüglichen Mahles fort, freundliche Worte an die Seinen zu richten.

Zum Schlusse füllte er jedem ein Kelchglas mit Wein, von welchem alle langsam und behaglich trinkend, von den kleinen Ereignissen des Morgens berichteten. Braich selbst schaltete einige in der Stadt erfahrene Neuigkeiten ein.

Dann brannte er seinen Meerschaumkopf an.

„Jetzt macht euch fertig, Kinder,“ sagte der Kapellmeister, „die Luft ist heute so herrlich, daß wir sie recht genießen wollen.“

„Ich habe noch manches zu bestellen,“ protestirte die Kapellmeisterin.

„Du hast nichts zu thun, Frau, als Dich zu freuen, daß unser Herrgott die Sonne so blank scheinen läßt.“

„Der Vater hat Recht,“ bemerkte Judith heiter, und eine Viertelstunde später befanden sie sich auf der Straße.

Braich war ein hübscher Mann gewesen, er trug die Spuren davon noch auf dem friedlichen, alten Gesichte; er war äußerst sauber in seiner Erscheinung und das Auge mochte mit Wohlgefallen auf ihm ruhen. Die freundliche Matrone an seiner Seite, mit der Schönheit des Alters ausgestattet, dem klaren Blick der Seelenruhe, störte das Bild nicht. Das Paar bot keinen widrigen Contrast zu dem mitgehenden herrlichen Mädchen. Allerdings fehlte jede Aehnlichkeit, welche auf Geschlechtsverwandtschaft schließen ließ, aber die Verschiedenheit war keine unharmonische.

Ein feines, schwarzes Wollkleid hüllte sich schmiegsam an die prächtigen Formen Judith's, die fast nonnenhafte Einfachheit hob noch den königlichen Anstand der Gestalt;

aus der dunkeln Spitzenhülle schaute der lebenswarme, blühende Kopf.

Die Braich hätten Judith aufgenommen, auch wenn sie krank, misgestaltet, verkümmert zu ihnen gekommen wäre, aber es liegt in der Natur menschlicher Neigungen, daß sie für das schöne, geistesstarke Mädchen mehr Sympathie empfanden. Stolz konnten sie das angenommene Kind der Welt zeigen und wir lieben Alles, was unser Selbstgefühl hebt. Die Pflegeeltern reichten Judith nicht den immer erniedrigenden Zoll des Mitleids, sondern der Gast an ihrem Herde war das Licht des Hauses geworden.

Die alten Leuten maßen Judith häufig mit befriedigten Blicken, während sie zusammen über die Straßen gingen. Ein weiter Weg führte von den Feldern in das Centrum der Stadt. Die rüstigen Menschen legten ihn täglich zurück und empfingen in erhöhtem Wohlbefinden den Lohn dafür.

Bunt wechseln die Bilder in den verschiedenen Stadttheilen, die Marktkarre hier macht dort der herrschaftlichen Equipage mit schnaubenden Pferden Platz. Judith nahm das Geschaute auf mit frischem Sinn, und da dem Menschen nichts verderblicher ist, als das beständige Brüten

über eigenes Schicksal und eigene Empfindungen, so wirkte die Zerstreuung wohlthuend auf sie.

Die Familie trat in ein Kaffeehaus mit geräumigen Sälen für ungünstiges Wetter und einem bäumebepflanzten Kiesgrund davor, den hölzernes Geländer von der Straße abschloß.

Braich besaß als alter Stammgast seinen bestimmten Lieblingsplatz in einem Zelte in der Nähe des Einganges. Man athmete hier keine sonnige Waldluft ein, sondern die mit Staub, Kohlendampf und Gasen aller Art geschwängerte Atmosphäre einer großen Stadt. Der Ort wäre auch poetischem Träumen nicht günstig gewesen, wol aber weckte und schärfte das lebhafte Gewirre und farbenschillernde Gewoge auf der Straße die Beobachtungsgabe.

Judith ließ angenehm angeregt die bewegten Scenen süddeutschen Volkslebens an sich vorübergleiten. Dort ergötzte eine lächerliche Gruppe, hier tobte ein Wortkampf, jede parlamentarische Grenze überschreitend, nahebei kommen die Präliminarien eines Liebesbündnisses zum Abschlusse; das Gesammtpublikum bewies ungeheure Leistungsfähigkeiten in Vertilgung von Festem und Flüssigem und zwischendurch schwirrte „der Kohl“, die sogenannte Unterhaltung ausmachend.

Der Süddeutsche pflegt weniger als sein norddeutscher Bruder den häuslichen und Familiensinn, ergeht sich aber dafür um so ungezwungener im fröhlichen Treiben auf der Straße und an öffentlichen Orten. Dem Kapellmeister war der Lärm für einige Stunden des Tages Gewohnheit und Bedürfniß geworden, Barbara mußte mit und nun auch der Gast.

Anfangs fühlte sich Judith befremdet in dem Lärm, allmälig ließ sie sich von ihm unterhalten.

Auf dem freien Platze vor dem Kaffeehause wogte es vorüber am heitern Maientage, zu Fuß, zu Wagen und zu Pferd. Judith folgte mit den Augen dem lebhaften Treiben.

Sie tranken Kaffee, freilich viel schlechtern, als ihn daheim Frau Barbara bereitete; dafür war man in Gesellschaft.

„Wo nur der Professor heute bleibt?" fragte der Kapellmeister, indem er die Tasse niedersetzte.

„Vielleicht quält ihn wieder die Migräne," bemerkte Frau Barbara.

„Eine nervenschwache Mannsperson ist mir ein Gräuel," versetzte Braich, „sind doch schon solche Dämchen unerträglich."

„Ja, und die verstimmten Nerven wirken nachtheilig auf den ganzen Menschen,“ sagte Judith, „alle Ansichten Korn's scheinen mir zuweilen angekränkelt.“

„Das will ich glauben!“ rief der Kapellmeister eifrig, „wer bei nicht unbedeutenden musikalischen Kenntnissen wie Korn über Tondichtungen urtheilt, der muß gelinde verrückt sein.“

Judith lächelte zu dieser letzten Illustration der Verkehrtheiten ihres Reisegefährten.

Plötzlich wandte sich das Mädchen lebhaft der Straße zu, ein hochgewachsener, stattlicher Mann ging rasch vorüber, doch als sein Blick die Dame im schwarzen Kleide streifte, hielt er.

„Eine solche Aehnlichkeit ist unmöglich,“ sagte er, dicht an das Geländer tretend, „Sie müssen Gräfin Judith sein.“

„Die existirt hier nicht, aber doch bin ich die, welche Sie meinen, Härdenstein.“

Sie schüttelten sich die Hände und die freudige Erregung des Wiedersehens flammte auf beiden Gesichtern.

„Ehrliche Menschen lösen nie einseitig einen Vertrag, ich gebe Sie nicht frei, Gräfin Judith,“ sagte Robert heiter.

„Und ich werde Ihnen niemals das Wahrzeichen der gebrochenen Freundschaft schicken.“

„Das ist gut, denn es fiele mir beinahe unmöglich, es anzunehmen. Doch nun berichten Sie, wie Sie sich so wohl verbargen?“

„Suchten Sie mich?“

„Nein, denn ich bin erst seit einer Stunde hier, und als ich erfuhr, daß Sie fort seien, hatte ich die Muße nicht, Oberndorf zu verlassen. Christian indessen und Notar Schaller forschten vergebens.“

„O, der Notar sah mich erwachsen niemals, und im Winter pflege ich hier nicht zu sitzen, sonst würde mich Christian gefunden und erkannt haben. Durch Aenderung meines Namens verloren Alle die Fährte.“

„So leicht wäre es Ihnen mit mir nicht geworden, Gräfin Judith, denn ich war entschlossen, Sie zu finden; nun hat mir zufälliges Zusammentreffen Mühe und Ungeduld erspart.“

„Sie gaben mich also niemals auf, Härdenstein?“

„Gräfin Judith, ich habe im Leben noch nichts aufgegeben, was mir des Festhaltens werth dünkte, und ich mit Ehren pflegen konnte.“

Wieder begegneten sich die Hände zu innigem, herzlichem Drucke.

„Warten Sie, ich komme herein," sagte Robert.

Wenige Secunden später saß er neben Judith.

„Einen Tadel darf ich aussprechen," lispelte er, sich zu dem Mädchen neigend, „warum schwiegen Sie gegen mich?"

„Weil ich Ihnen keine vermehrte Last aufbürden wollte."

„Daß Sie mit Ihrer Stiefmutter nicht leben mochten, konnten, finde ich natürlich, seit ich diese näher kenne. Wenn Sie sich mir anvertrauten, brachte ich Sie zu meiner Mutter."

„Dank, herzlichen Dank, ich anerkenne, was Sie für mich zu thun gesonnen waren; doch nun wünsche ich keinen Wechsel, denn ich befinde mich bei den besten Menschen der Erde."

„Ja, Herr Baron, und wir wissen nicht mehr, daß sie nicht unser Kind ist," bemerkte der Kapellmeister.

„Wir können sie nicht mehr lassen," fügte Frau Barbara hinzu, indem eine Thräne langsam über das frische Gesicht lief.

„Wohlan, Gräfin Judith, ich bin beruhigt, da ich Sie in so guten Händen weiß; nun mag ich es gestehen: die Sorge um Ihr Geschick trübte mir manche Stunde. Ich hatte vielleicht Unrecht, denn ich durfte auf Ihre Klugheit bauen.“

„Ihr Herr Bruder war auch mein Lehrer,“ wandte sich Robert hierauf an Braich und ein freundliches Gespräch begann unter den guten Menschen, die sich bald als zusammengehörig betrachteten.

Die lebhafte Unterredung wurde durch auf dem Kiesweg näher schallende Tritte gestört. Aufblickend erkannten sie Theodor Korn.

„Vor dem hüten Sie sich,“ flüsterte Robert seiner Nachbarin zu. „Erfährt er Ihren wahren Namen, so sucht er Ihnen zu schaden.“

Judith lächelte ein wenig geringschätzig zur Warnung; in ihr lebte der fröhliche, durch Erfahrungen noch ungebrochene Uebermuth einer kraftvollen Jugend; der Professor dünkte ihr alles eher als gefährlich. Dies krankhaft verzerrte Wesen zu begreifen, den wahren Charakter des Mannes zu entziffern, fehlte Judith der Schlüssel.

Theodor Korn trat mittlerweile an den Tisch heran; er glich zwar keinem „Junker aus edlem Hause“, sah auch

nicht stolz drein, denn dazu gehört immer ein Kraftgefühl, aber unzufrieden genug blickte er. Als er Härdenstein erkannte, schillerte die Röthe seines erhitzten Gesichtes ins Gelbliche über.

Zuerst mußte der große Mann Athem schöpfen; die körperliche Ohnmacht, die den Icarusflug seines Geistes oft lähmte, zwang ihn auch, sich auszuruhen, bevor er sein gereiztes Gemüth in Worten ergoß.

„Sie sind später daran als sonst, Herr Professor," bemerkte Braich in seiner gutmüthigen Weise, „einstweilen wurde uns die Freude zu Theil, den Herrn Baron wieder zu sehen, den meine Frau und ich als muntern Jungen kannten."

Korn war in übler Stimmung, wie er es gewöhnlich zu sein pflegte. Stets hatten ihn entweder seine Frau, seine Schüler oder die Collegen geärgert, der Erfolg eines fremden Buches und die mangelnde Anerkennung der eigenen Werke die Galle erregt. In der Unterhaltung mit dem frischen, geistreichen Mädchen zerstreuten sich meistens die Wolken rasch. Dann ward Korn gesprächig, zwar nie angenehm, doch Belehrung ließ sich aus seinen Worten schöpfen. Deshalb ertrug ihn Judith, er förderte sie wirk-

lich, brachte System in ihr Wissen, was beinahe immer der Selbstbildung fehlt. Wer für sich allein lernt, ist nur zu sehr geneigt, bei dem Giebel zu beginnen, bevor das Fundament fest ist. Der Professor riß kaltblütig des Mädchens Luftschlösser ein; er zwang sie, gründlich zu studiren, den Geschmack an guten Mustern zu bilden. Als Aesthetiker war er ihr guter Führer im Gebiete des Schönen. Im Uebrigen bestand sein Wissen im Erwerbe aufbewahrt durch das Gedächtniß, er erfüllte den Zweck einer mäßigen Privatbibliothek. Judith mochte darin schöpfen nach Lust. Da sie kein greifbares egoistisches Interesse bei dem Professor entdeckte, empfand sie ungetrübte Dankbarkeit für ihn und nahm die vielen üblen Eigenschaften Korn's mit in den Kauf.

Heute hatte Judith angenehmere Beschäftigung als seine üble Laune zu zerstreuen. Sie plauderte lebhaft und unbefangen mit Robert. Der Professor konnte das große Wort nicht führen, und doch war es nur er selbst, den er gern hörte; das Dociren war ihm zum Lebensbedürfniß geworden.

Deshalb fraß auch der Unmuth an der Laune Korn's, wie der Geier an der Leber des Prometheus. Innerlich kochend zerarbeitete er sich an seinem pfälzer Kraut.

Das Einfachste wäre gewesen, nach Hause zu gehen; aber Theodor Korn that niemals, was ganz natürlich ist. Als echter Pedant hielt er eine eiserne Form fest in seinem Gebahren, während die schlecht gezügelten Leidenschaften in der so nüchtern und einförmig erscheinenden Person des Stubengelehrten ordnungslos flutheten. Weil Theodor Korn alle Tage sitzen blieb, so lange als die Familie Braich, that er es auch heute.

Ueberdies steckten in seinem Charakter viel weibische Eigenschaften; äußerst neugierig, mistrauisch und zur Eifersucht geneigt, wollte er Judith im Verkehr mit Robert beobachten.

Des Mädchens frisches Lachen klang widerlich in des Lauschers Ohr, die heitere, hüpfende Rede färbte seine Laune finsterer und finsterer.

Endlich klopfte der Kapellmeister die Pfeife aus; für Korn war die Qual beendet.

Robert begleitete Judith und deshalb folgte ihr auch der Professor; auf dem langen Wege wich er nicht von der Seite des jungen Paares. An der Hausthür trennte man sich und das Mädchen flüsterte dem Baron rasch zu: „Wir erwarten Sie morgen zu Tisch!“

Der Geladene nickte frohe Gewährung; hatten sie sich doch viel zu sagen und sehnte er sich nach einer Stunde ungehinderten Beisammenseins.

Das Lächeln auf Beider Lippen kam dem Hypochonder wie ein gegen ihn gerichtetes Zeichen des Einverständnisses vor.

„Sind Sie hinreichend liberal, um ein Bürgermädchen zu heirathen, Härdenstein?" fragte der Professor, als sie sich allein auf der Straße befanden, „oder beschränken sich Ihre Wünsche und Hoffnungen auf ein aristokratisches Amüsement, dessen Kosten Louise Braich tragen soll?"

Der Ton klang spöttisch, der falsche Gesichtsausdruck, der widrige Blick traten stark hervor.

„Ueber meine Beziehungen zu der jungen Dame bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig, Korn," entgegnete Robert kalt, „übrigens will ich Ihnen nicht verhehlen, daß meiner Ansicht nach den ein gerechter Tadel treffen würde, wider den Ihr Vorwurf begründet wäre. Erlauben Sie drum auch mir Ihnen gegenüber die Bemerkung, daß ich den für verdammenswerth halte, der, um die junge Dame zu beherrschen, ihr das Gift einer verderblichen Richtung einflößt, die eigene Unklarheit auf sie überträgt, in ihrem

Umgang nicht genußreiche Ergänzung, sondern nur einen Blitzableiter übler Laune, selbstische Befriedigung sucht."

Nach diesen Worten grüßte Robert kalt, mit der nicht miszuverstehenden Absicht, sich von dem Gefährten zu trennen.

Robert schlug mit rüstigen Schritten den Heimweg ein zu seiner Mutter; er befand sich in freudig gehobener Stimmung, da er mit Judith's Lebenslage zufrieden sein durfte. Sein treues Herz war eines bedrückenden Gefühles ledig, er hatte für sie gebangt, für sich selbst that er es nie.

Professor Korn legte sich, in seiner Wohnung angekommen, sogleich mit heftigem Kopfschmerz zu Bett. Er sah sich durchschaut, das machte ihn wüthend und in der Reaction eines zerrütteten Nervensystems — krank.

Zweites Capitel.

Mit zahlreichen Aufträgen beladen, trat der Kapellmeister den folgenden Morgen den Weg in die Stadt an.

„Vergiß nicht einige Flaschen guten Wein mitzubringen,“ mahnte Judith.

„Ohne Sorge, Herzensmädchen, es weiß Niemand einen guten Tropfen besser zu schätzen, als ich. Der Sorgenbrecher darf bei keinem Mahle fehlen, eine gesunde, leichte Sorte für alle Tage und edleres Rebenblut, wenn ein Freund das Brot mit uns bricht, so ist meine Regel.“

Damit begab sich der muntere Greis auf die Wanderung. Judith sprang zurück in's Haus, um Frau Barbara zu helfen, es gab ziemlich viel zu thun. Die junge Dame richtete eine Mayonaise so schön und appetitlich, daß

die Kapellmeisterin die eigene Arbeit unterbrach, um zu bewundern.

Zum ersten Male empfand Judith den Genuß, eine kleine Mühe für einen lieben Gast anzuwenden; das verleiht dem Feste eine Würze, die der alles seiner Dienerschaft überlassende Reiche nicht kennt.

Nachher kleidete die junge Dame sich an, sie warf einen zufriedenen Blick in den Spiegel, die stahlgraue Seide mit der reichen Garnitur von schwarzen Spitzen paßte vortrefflich zum herrlichen Kopfe. Es mischte sich kein Gefühl kleinlicher Eitelkeit in Judith's Empfindung. Sauberkeit ist Pflicht einer richtigen Selbstachtung, aber sich leiblich und geistig zu schmücken für Andere, gehört auch zu den Acten der Liebe. Die Ehre, welche man dem Freunde gewähren will, muß von eitler Gefallsucht unterschieden werden.

Später nahm Judith ein Buch zur Hand — sie warf es weg — sie trat an's Fenster — kehrte zum Sitze zurück.

Plötzlich klangen bekannte Tritte auf der Treppe. Wehe dem, der das freudige Herzklopfen des Mädchens niemals empfand, sein Leben ist ein armes gewesen.

Sie standen Hand in Hand und die Sonne wob einen goldenen Reif um ihre Häupter.

„Welch' schönes Paar!" Frau Barbara lispelte es dem Gatten zu.

Robert ließ mit Wohlgefallen den Blick über die helle, freundliche Wohnstube gleiten. Das Geräthe stammte von Vaters Zeiten her, der Duft der Vergangenheit lag darüber, es sprach zum Gemüthe. Alles war bequem und massiv, der geschmacklose Flitterglanz von heute fehlte.

Eine altväterliche Uhr tickte in ihrem schweren Gehäuse. Ein Glasschrank von dunkelm Holz enthielt manch alten Becher, manches werthvolle Silberstück; der Kapellmeister hatte viel auf Kunstreisen gesammelt, und von Gönnern kostbare Geschenke erhalten. Hübsche Aquarelle zierten die Wände. Das Canapée, hochgepolstert, mit buntem geblümten Zeuge überzogen, schwellte breit und lang dem Besucher entgegen, es lud zur Rast gleich den üppigen Federbetten der guten, alten Zeit. Vor demselben war der Tisch eben jetzt sehr einladend gerüstet. Auf dem mächtigen Lehnstuhl beim Ofen dehnte sich eine schnurrende Katze.

Die Stube war ungemein anheimelnd.

Der Eindruck vermehrte sich, wenn man in die Gesichter der alten Leute blickte. Der Frieden eines in Ehren verbrachten Lebens lag darauf, keine Verirrung, keine Leidenschaft hatte Furchen darein gegraben. Schön wie die unter-

gehende Sonne eines lieblichen Tages erschien solcher Lebensabend.

Robert's blaue Augen strahlten sanftes Feuer aus, er freute sich, Judith in solcher Mitte zu wissen.

Das Mahl war köstlich, von liebender Sorgfalt bereitet. Freilich wußte es der Gast nicht voll zu würdigen, in seiner ernsten, vorherrschend geistigen Richtung gestand er den körperlichen Genüssen nur sehr mäßigen Werth zu, aber ein gewisses Behagen empfand er doch.

Der Kapellmeister war weit herumgekommen, er erzählte gern und gut. Robert freute sich seiner frischen Weise, die beiden Männer verstanden sich rasch.

So störte Niemand Braich's Lust, beim goldenen Tropfen gemüthlich zu sitzen. Frau Barbara freute sich, daß ihr Alter sich so gut unterhielt, Judith war des rasch entspringenden gegenseitigen Behagens zwischen dem Kapellmeister und Robert froh.

Man unterhielt sich vortrefflich und nur zufällig streifte Robert's Auge das Zifferblatt der mächtigen Stockuhr.

„Ich muß sogleich fort!“ rief er aufspringend. Zum ersten Male begegnet es mir, daß ich bei einem Geschäftsrendezvous mich verspäte.“

„Sie kommen doch wieder?“ versetzte Judith lächelnd, „ich habe Ihnen viel zu sagen und Zukunftspläne mit Ihnen zu verabreden.“

„Erwarten Sie mich heute Abend, Gräfin Judith.“

„Vier volle Stunden haben wir zu Tisch gesessen,“ bemerkte die Kapellmeisterin geschmeichelt. „Baron Härdenstein ist ein recht lieber, verständiger Herr.“

„Der hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, Alte, und es thut einem wohl, einmal einem wirklich vernünftigen Menschen zu begegnen unter den vielen Narren, welche die Sonne bescheint.“

Unterwegs, denn sie traten ihren gewöhnlichen Gang an, sprach das alte Paar noch viel von Robert.

„Er raubt uns wol das Kind,“ schloß Frau Barbara ihre Bemerkung mit einem Seufzer.

„Das wäre der Teufel!“

„Ja Mann, wir dürfen sie aber von ihrem Glück nicht abhalten.“

„Nein, das dürfen wir nicht,“ bestätigte der Kapellmeister. Das Geplauder seiner Gattin hatte ihn mit doppelter Sorge beladen. Als liebender Vater trennte er sich schweren Herzens von dem Kinde, als weiser bedachte er die Zukunft desselben.

In ungewöhnlichem Ernst saß Braich den Nachmittag im Kaffeehause. Die Zunge von Frau Barbara dagegen ging wie ein Mühlrad. Ehestandsfragen besitzen ungeheuren Reiz für eine zahlreiche Klasse von Frauen. Die gutmüthigen darunter bemühen sich eifrigst Ehen zu stiften. Die Einbildungskraft der Kapellmeisterin wurde von der großen Heirathsfrage für Judith mächtig erregt. Sie besaß ein Recht dazu, die Ehe für ihren Liebling zu wünschen, da sie selbst in der Vereinigung Glück gefunden.

Judith hatte die Begleitung abgelehnt. Ihre Phantasie war gleichfalls mächtig angeregt, wenn sie auch nicht gleichen Flug mit der Barbara's nahm.

Sie empfand das Bedürfniß, mit sich selbst einig zu werden, ihre Gedanken für die Unterredung zu ordnen.

Judith ging allein. Sie folgte dem Hügelrücken, welcher das weite Flußbecken südwestlich begrenzt. Auf einsamer Bank ließ sie sich nieder und Bilder der Zukunft zogen an ihrem Geiste vorüber.

Es war kein weicher Mädchentraum von Liebe und Hochzeit. Das Sehnen und Bangen, Hangen und Verlangen gehört am allerwenigsten dem vielversprechenden Morgen eines arbeitsvollen Lebenstages an.

Graf Bärenburg's Tochter war verschwunden, dem durch die Geburt ihr angewiesenen Platze entrückt. Judith hatte sich eine neue Stellung zu erkämpfen, so gut als Robert. Wie den Schwimmer die Fluth lockt, so trieb es das Mädchen sich in das Getreibe der Welt zu stürzen; die Zeit, während welcher sie sich nothgedrungen verborgen hielt, war abgelaufen.

Sinnend weilte sie lange, bis die Sonne tiefroth unterging und die blaue Gebirgskette am Süden sich in ihre Nachtschleier hüllte, dann kehrte Judith in ernster Stimmung heim.

Stunden schwanden noch, bis ein eiliger Schritt Robert's Ankunft verkündete. Ehe Judith ihn im allgemeinen Wohnzimmer der Familie empfangen konnte, stand er schon in der kleinen zu ihrem Privatgebrauch dienenden Stube.

„Hier weilten Sie, Gräfin Judith, seit Monaten," bemerkte Robert. Innige Theilnahme klang in seinem Tone, er gedachte der fürstlichen Hallen von Oberndorf und verglich sonst mit jetzt.

„Wie lebten Sie?" fügte er hinzu.

„Ich lernte," entgegnete das Mädchen. „Durch das Beispiel meiner guten Pflegemutter wurde mir klar, daß Ordnung und verständige Haushaltung ein materielles Behagen

schaffen, das der Reiche, inmitten scheinbaren Glanzes von treulosen Dienern umgeben, oft entbehren muß. Wir haben hier manches besser, als ich es bei meinem Vater antraf."

„Und wie steht es mit Ihren Studien?" fragte Robert angenehm berührt, „ein Geist, gleich dem Ihrigen, beschränkt sich nicht auf das rein Materielle, es zieht ihn mit dem Aar sonnenwärts."

Judith wies auf ihren Tisch, dem sie näher getreten, Robert nahm die zerstreuten Bände auf.

„Sie beschäftigen sich jetzt mehr mit der Kunst," versetzte er, „während mir Ihre Neigung vorzüglich dem Wissenschaftlichen zugewandt schien."

„Sie beurtheilen meine Neigung richtig," erwiederte das Mädchen, „aber in der Wissenschaft darf ich nur dilettiren, während das Reich der Kunst mich als Einwohner und Bürger aufnehmen soll."

Robert freute sich ihrer Bemerkung. Er billigte ihr Verhalten, und weckte damit ein Gefühl stolzer Befriedigung in Judith's Brust.

„Hier besitze ich nur einen Lehnstuhl, wir werden bequemer im Wohnzimmer plaudern," sagte Judith, den Weg weisend.

Seite an Seite sanken sie auf die schwellenden Polster. Robert fühlte die Ermüdung angestrengter Arbeit nicht, er vergaß die schweren Mühen seiner Unternehmungen. Er gedachte nicht, daß er mit dem ihm so kostbaren Schlaf diese Stunden des Beisammenseins bezahlen müsse. Er gedachte nur des herrlichen Geschöpfes neben ihm. Sein ganzes Wesen war von dem urkräftigen Behagen erfaßt, das er stets in Judith's Nähe empfand, und das Mädchen theilte immer seine Empfindung.

Sie nannten diese Empfindung nicht Liebe. Liebe erregt, Robert und Judith blieben tief ruhig. Darum galt ihnen der wonnige Zug ihres ganzen Seins als Freundschaft. Sie nahmen ungeprüft und ungehemmt die Beseligung hin.

„Sie werden jetzt Ihr Vermögen fordern, Gräfin Judith," sagte Robert.

„Ja! wollen Sie mir helfen?"

„Das versteht sich! wir begeben uns morgen zum Notar Schaller."

„Ich hätte Lust ein Gut zu kaufen und dasselbe zu bewirthschaften."

„Davon rathe ich ab, Gräfin Judith, die Landwirthschaft erfordert heutzutage große technische Kenntnisse und

eine kraftvolle männliche Leitung, wenn sie nutzbringend betrieben werden soll."

„Genug, ich stehe ab. Was sagen Sie zum Theater für mich?"

Robert war wirklich überrascht; ganz unerwartet kam ihm dieser Lebensplan.

„Wozu haben Sie überhaupt nöthig einen bestimmten Beruf zu ergreifen?" fragte er im ersten Augenblicke.

„Geben Sie Acht, Härdenstein, Sie gerathen in Widerspruch mit sich selbst. Soll Unthätigkeit auf mir lasten bleiben, während ich im besten Falle meiner Stiefmutter nur eine sehr bescheidene Summe abkämpfen werde? Soll ich nun mit gekreuzten Armen sitzen in der viel gerühmten „aurea mediocritas?"

„Nein, das sollen Sie nicht; ich anerkenne, wie es Ihnen ebenso unmöglich wäre, als mir."

„Daher kehren wir zu meiner Frage zurück. Halten Sie mich für fähig, auf dem Theater ein bedeutendes Ziel zu erreichen?"

„Gräfin Judith, die erste Verpflichtung des Menschen gegen den Menschen ist unbedingte Wahrheit. Niemand ist an äußeren und inneren Mitteln reicher begabt als Sie."

„Nun ist meine Zukunft entschieden! Ich thue Ihnen die Schmach nicht an, Sie zu fragen, ob mein Entschluß mich Ihre Freundschaft kostet."

„Sie haben recht, Gräfin Judith. Für echte Freundschaft giebt es nur eine gerechtfertigte Lösung: die ehrlose Handlung."

„Dann sind wir für immer vereint!"

„Für das ganze Leben!" bestätigte Robert freudig.

Wieder fügten sich die Hände zusammen.

„Jetzt Ihren Rath, wie ich mein Capital anlegen soll."

„Wir gründeten eine Actiengesellschaft, Sie wissen es, Gräfin Judith. Um die Einlage meiner Mutter vor jeder Eventualität zu bewahren, ließ ich eine Priorität errichten. Dreißigtausend Gulden sind noch frei, für das Mehr kann ich allerdings gleiche Sicherheit nicht bieten. Aller menschlichen Berechnung gemäß gedeiht das Unternehmen und trägt hohen Gewinn."

„Vortrefflich, Härdenstein, ich will reich werden und Sie sollen mir dazu helfen."

„Sie müssen sich aber, bevor ich Ihr Geld annehme, mit unserm Geschäftsbetrieb bekannt machen, Gräfin Judith."

Robert zog seine Brieftasche. Die schönen, ausdrucks-

vollen Köpfe beugten sich über die Zahlenreihen. Eine Weile lasen und rechneten sie zusammen.

Frau Barbara war inzwischen heimgekehrt und über den ihr vollkommen chaldäisch klingenden technischen Ausdrücken sanft in den Polsterstuhl am Ofen eingeschlummert.

Als die gute Frau aufwachte, blinzelte sie sogleich auf das Canapée hinüber. Jedes saß bequem in seiner Ecke, die Cigarre des Barons setzte kunstgemäß weißliche Asche an, Geschäftsangelegenheiten waren beendet, Judith und Robert plauderten gemächlich zusammen.

Sie glichen vielleicht einem friedlichen, längst vereinigten Ehepaar, in keinem Falle Liebesleuten.

Der Kapellmeister mußte den Kummer, den Judith's mütterliche Freundin darüber empfand, noch anhören in der stillen Schlafkammer.

„Die machen es nicht, wie wir es machten, Jacob, wenn wir beisammen waren," klagte Frau Barbara.

„Nun, Alte, immer muß es nicht auf gleiche Weise geschehen," tröstete Braich.

„Sie lieben sich nicht und werden in alle Ewigkeit kein Paar."

„Desto besser, dann behalten wir das Mädchen."

„So eigennützig Jacob! wo soll nun die arme Judith einen passenden Gatten herbekommen?“

„Darum gräme Dich nicht, Barbara; die so aussehen, sind wahrlich nicht bestimmt, die heilige Catharina zu frisiren, wie man in Frankreich sagt. Aber jetzt lasse uns schlafen, Frau!“

Friedlicher Schlummer senkte sich auch auf das greise Paar herab. Auch Judith ruhte; in Robert's Zimmer aber brannte die Lampe und er saß über Papiere gebeugt, bis der Morgen graute.

Drittes Capitel.

Eine Dame und ein Herr stiegen zusammen die schöne, breite Treppe eines Hauses hinan.

Das Haus ist in den alten Steuerregistern der Stadt als „Gesandtenstock“ bezeichnet, es diente dem Regenten, die in außerordentlicher Mission kommenden Diplomaten zu beherbergen. Noch gemahnte manches Ueberbleibsel altfränkischer Pracht an die frühere Bestimmung.

Auch die heutigen Besucher ähnelten Gestalten, wie sie früher wol bei festlichen Gelegenheiten in dem Hause ein- und ausgegangen sein mochten. Ungeachtet der sehr einfachen äußeren Erscheinung drückte sich die verfeinerte Lebensform in ihrem ganzen Gebahren aus, die Gewohnheit auf den Höhen der Gesellschaft zu wandeln in lang ererbtem Besitze.

Schaller war ein geschickter, gesuchter Advocat gewesen, von seinen Ersparnissen und der reichen Mitgift seiner Frau hatte er den Gesandtenstock gekauft. Seit der Reform des Instituts der Notare wählte er diese leichtere Erwerbsart. Die vergoldeten Salons wurden in Geschäftszimmer verwandelt.

Es befanden sich Clienten bei Schaller, das Vorgemach war mit Wartenden gefüllt, so daß die eben Gekommenen es vorzogen, in die Schreibstube zu treten.

Judith that lächelnd und unverzagt diesen ersten etwas unbequemen Schritt im praktischen Leben, sie hatte die Ahnung, daß manche neue, schlimme Erfahrung folgen müsse, daß der Weg zum Ziele nicht über Rosen führe.

Sie musterte neugierig ihre Umgebung.

Sechs Schreiber saßen um den großen in der Mitte des Zimmers befindlichen Tisch. Die besseren Röcke hingen an den Wänden, sie trugen das Arbeitscostüm mit den übergezogenen Kattunärmeln. Alle sechs hatten gleichförmig die Nasen auf dem Papier, die Federn scharrten eintönig über das Blatt.

Die Zurücksetzung der Gänsekiele ist sicher für diese Schreibmaschinen ein beklagenswerther Verlust, es entging

ihnen der Vorwand, ihre Automatenarbeit häufig zu unterbrechen.

An einem Fenster war, dasselbe umgebend, ein Verschlag angebracht, weit genug ein bequemes Schreibpult zu enthalten. In dem bevorzugten Raume thronte der erste Arbeiter des Notars, im Nothfalle sein Stellvertreter. Derselbe vertrat auch das wichtige Amt des Buchführers und die lange täglich verzeichnete Zahlenreihe mochte sehnsüchtige Wünsche in ihm entzünden. Stand er jetzt schon unerreichbar hoch über den Schreibern, so harrte er nichtsdestoweniger mit brennender Begierde der weiteren Stufe. Mit Schaller's Praxis führte das Notariat sicher zum Reichthum.

Das zweite Fenster nahm ein junger Jurist ein, welcher Anstellung erwartend, einstweilen hier Beschäftigung fand. Bei Letzterm war ein Bekannter und Beide plauderten lebhaft, unbekümmert um die Arbeit der Anderen.

Das Erscheinen von Robert und Judith unterbrach das Gespräch.

Das etwas impertinente Blond des Besuchers mischte sich für eine Secunde mit den kurzgeschnittenen kastanienbraunen Haaren seines jüngern Freundes.

„Wer sind sie?“ ward rasch zwischen den Zähnen geflüstert.

Der zweite Hülfsarbeiter des Notars Schaller mußte seine Unwissenheit bekennen. Die Neugierde des Gefährten steigerte sich darum nur. Herr Anastasius Lill von Greifenau — er ersparte nämlich nie weder schriftlich noch mündlich jemand oder sich selbst eine Silbe des langathmigen Namens — besaß auch unter vielen anderen die Schwachheit, die glücklichen Zehntausend des Landes genau kennen zu wollen. Nun sahen die Beiden wirklich aus, als ob sie zu „den Menschen,“ das heißt zur eleganten Welt gehörten und er kannte sie nicht!

Darüber ärgerte er sich.

War er doch ein Mann mit mancherlei Grillen und kleinlichen Ansichten behaftet.

Am liebsten hätte er den „Lill“ ganz fallen lassen und sich „von Greifenau“ geschrieben, das lautete aristokratisch. Der väterliche Name Lill haftete ihm an, wie dem polnischen Juden der Weichselzopf; er mußte den Schwerpunkt seiner Eitelkeit wo anders hin verlegen.

Als Aristokrat konnte er nun einmal nicht glänzen, dagegen kämpften die Geschlechtsregister, aber die Rolle eines großen Geistes und eleganten Mannes zu spielen, das stand ihm frei. Das Recept dazu ist: man kauft alle Gegenstände zum Gebrauche in den besten und theuersten Läden

der Hauptstadt; man liest einen vollständigen Galimathias von moderner Literatur zusammen und läßt gelegentlich Orakelsprüche fallen.

Herr von Lill hatte diese Vorschrift befolgt, und galt in gewissen Kreisen wirklich für das, was er vorstellen wollte. Das Wunderbarste an der Sache war, daß er unleugbar Verstand besaß. Manch stattliches Gebäude ist durch häßlichen Vorbau entstellt, man kann es erst schätzen, wenn man diesen niederreißt.

Einmal die Affectation durchbrochen, besaß Lill einen guten, kalten Kopf und war „weit wach," eine Eigenschaft, welche den modernen Rittern specifisch ist. Geschmack fehlte ihm gänzlich.

Ein untadelhafter Anzug von Nanking saß an der hagern Gestalt, nur mischte sich das Gelb mit der bleichen Gesichtsfarbe und dem Roth der Haare vollkommen unharmonisch. In feinstes Hundsleder eingezwängte Hände schwangen, zu großer Gefahr für eigene und fremde Augen, ein dünnes Stöckchen. Der nicht eben besonders angenehmen Atmosphäre im Zimmer zu begegnen, zog Lill, als Staatsanwaltssubstitut mit den Düften einer Amtsstube freilich genau vertraut, doch von Zeit zu Zeit ein durchsichtiges

Linontuch aus der Tasche, das den reichen Parfüm des Essbouquets ausströmte und roch schmachtend daran.

Die Schreiber schielten gelegentlich hinüber nach dem „vornehmen Mann," der im Stande war, an seinen äußern Menschen mehr zu wenden, als sie für das ganze mystische Doppelwesen von Körper und Seele aufbringen konnten.

Hier in der Notariatsstube galt Anastasius Lill von Greifenau als Elegant von reinstem Wasser, wurde bewundert und beneidet.

Indessen zermarterte sich der Staatsanwaltssubstitut mit der Frage, wie er die Aufmerksamkeit des Paares auf sich ziehen sollte. Judith und Robert sprachen so leise zusammen, daß alle Anstrengung, ihre Worte zu verstehen, fruchtlos blieb. Wenn aber Lill auch nicht zu hören vermochte, hinderte ihn nichts daran, gehört zu werden.

Bisher hatte er sich mit seinem Freunde über die Generalia und Specialia einer Soubrette des Vorstadttheaters eifrig unterhalten. Die armen Teufel am Tische schwitzten ordentlich vor Tantalusqualen, als Lill kühl von einem Glücke sprach, wie es Mahomed seinen Gläubigen im Paradiese zusichert.

Der Gegenstand mußte nun gewechselt werden.

„Du solltest Schopenhauer lesen," sagte Lill, der Staatsanwaltssubstitut zu seinem Bekannten.

„Ich nicht! wozu auch?" entgegnete jener lächelnd, denn er errieth, daß eine Schaustellung beabsichtigt sei.

„Wozu?" perorirte Lill, als habe er den Gerichtshof vor sich anzureden. „Weil wir eine neue Weltanschauung gewinnen durch den bedeutenden, aber vielfach verkannten und nicht verstandenen Mann. Alles ist Wille und Vorstellung. Nimm an, der Stein hat ein Weltbewußtsein, wie Du und ich, nur natürlich kein menschliches, sondern ein mineralisches. Zuletzt negirt der Wille das Leben — man hört auf zu sein, weil man nicht mehr sein will! Das ist großartig!"

„Allerdings würdest Du das Hauptwerk, fuhr Lill fort, nicht verstehen, wenn Du damit beginnen wolltest. Zur Vorbereitung mußt Du die vierfache Wurzel des Grundes studiren."

„Ich begreife nur nicht, wie Sie zu den Lappereien Zeit finden, Herr von Lill," versetzte eine kräftige Stimme. Die Schreibernasen fuhren tiefer auf den Tisch, Notar Schaller stand unter der Thüre.

„Darf ich bitten, Herr Baron!"

Die Worte waren an Robert gerichtet und mit einer Verneigung ging der Geschäftsmann voran.

Also ein Baron!

Die Philosophie war abgethan, der Staatsanwaltssubstitut führte das zierliche Agatknöpfchen seines Spazierstockes sinnend an die Nase und in dieser interessanten Stellung verharrte er, so lange die Unterredung in Schaller's Arbeitszimmer währte.

Die veränderte Räumlichkeit wirkte angenehm auf Judith, ein hohes, geräumiges Zimmer nahm sie auf. Schaller rückte zwei bequeme Lehnstühle heran und nahm dann seinen Besuchern gegenüber auf der anderen Seite des riesigen Schreibtisches Platz.

Die junge Dame setzte ihre Angelegenheit auseinander.

„Soviel mir von den Ansichten der Frau Gräfin bekannt ist,“ sagte der Notar, „erkennt sie nur die Ansprüche der Gräfin Judith auf die Hälfte des Heirathguts von deren Mutter an. Also eine Summe von fünfzehntausend Gulden dürfte die Witwe ungefähr geneigt sein, auszubezahlen.“

„Herr Notar, dabei können wir uns nicht begnügen,“ nahm Robert lebhaft das Wort. „Gräfin Judith ist berechtigt, noch ein bedeutendes Erbtheil aus dem Rücklasse

ihres Vaters zu beanspruchen. Die von der Stiefmutter aus Schloß Oberndorf entfernten Mobilien betrugen einen annähernden Werth von mindestens zehntausend Gulden. Für hunderttausend Gulden erhielt Graf Bärenburg Ablösungspapiere aus seinem Allodialbesitz, über deren Verbleib keine rechtsgültige Erklärung erbracht ist, und überdies erkläre ich die auf den Namen der Witwe eingetragene Hypothek für fingirt. Da mir Gräfin Judith die Führung der Sache übergab, fordere ich im Namen der jungen Dame fünfzigtausend Gulden."

Schaller zuckte unmerklich die Achseln.

„Ich bin ein Mann des Friedens," bemerkte er, „wo der Rechtsstreit beginnt, hört meine Befugniß auf, aber gern bereit, der Tochter meines langjährigen Geschäftsfreundes zu dienen, werde ich der Frau Gräfin gegenüber mich zum Dolmetscher Ihrer Gesinnungen machen."

„Fügen Sie hinzu, Herr Notar," versetzte Robert, „daß wir nur im Friedens- und Vergleichswege uns mit so mäßiger Summe begnügen. Zum Prozesse gezwungen, werden wir Schritt für Schritt angreifen und sollte die Spoliation so geschickt vorbereitet worden sein, daß uns der Beweis unmöglich zu erbringen ist, dann legen wir der Frau Gräfin den Manifestationseid auf."

„Ihre Angelegenheit ist in guten Händen, Gräfin Judith,“ bemerkte Schaller lächelnd, „bald hoffe ich Ihnen günstige Nachrichten mittheilen zu können. Einstweilen erlauben Sie mir, Ihnen meine Kasse zur Verfügung zu stellen.“

„Ich bitte nur um Schweigen über meine Person,“ entgegnete Judith, „ich wünsche mich hier unerkannt aufzuhalten.“

„Darüber seien Sie unbesorgt, meine liebe, junge Dame, diese Wände bewahren Geheimnisse genug, und ich bin nicht schwatzhafter als sie.“

„Ich fürchte nicht, daß Gräfin Bärenburg schwören wird,“ sagte Robert. „Die vornehme Gesellschaft kennt nur niedliche kleine Laster; nur wenn der Besitz schwankend, die gesellschaftliche Stellung gefährdet, die Lage desparat wird, oder im Fall einer bis zum Wahnsinn gesteigerten Leidenschaft, versteigt man sich in jenen Regionen bis zu Verbrechen, die vor die Assisen führen.“

„Sie kennen die Welt, Herr Baron,“ erwiederte der Notar mit behaglichem Lächeln; seine eigene Ansicht verrieth er mit keiner Silbe.

Schaller wünschte aufrichtig, daß Judith Recht geschehe, er empfand durchaus keine Sympathie für die räuberische

Stiefmutter, mochte es jedoch auch nicht mit einer reichen Clientin verderben.

Notar Schaller war kaum von der Begleitung Judith's und Robert's zurückgekehrt, er blätterte noch in den auf die Angelegenheiten des Majoratsherrn bezüglichen Papieren, als Lill rasch und ungemeldet eintrat.

Der Stutzer entschuldigte sich auf Schaller's unwilligen Blick, mit seiner bekannten Zerstreutheit. Daneben strengte sich der Staatsanwaltssubstitut, welcher ein vorzüglich gutes Auge hatte, ungeachtet er sich bei jeder Gelegenheit eines Glases bediente, auf das Aeußerste an, den Namen auf dem Papierumschlag zu lesen.

Endlich gelang es ihm mühsam, „Graf Bärenburg" herauszubuchstabiren.

Er sprach hastig über eine unerhebliche Sache und fragte dann unbefangen: „Apropos, Herr Notar, wer war doch die Dame von vorhin? Ich muß sie irgendwo schon gesehen haben, in Rom? oder in Paris? sie dünkt mir ganz außerordentlich bekannt."

„Vielleicht begegneten Sie derselben hier auf der Straße," erwiederte Schaller mit leichtem ironischen Zug um den Mund. „Es ist Fräulein Louise Braich, die Nichte und Pflegetochter des Kapellmeisters."

„Nein, dann irrte ich mich, und kenne sie nicht," versetzte der Staatsanwaltssubstitut enttäuscht.

Bald nachher fand er es für gut, sein interessantes Selbst auf einen andern Schauplatz zu versetzen.

Auf Schaller's gescheidtem Gesichte verblieb der stark geringschätzige Ausdruck, den der letzte Besuch auf denselben hervorgerufen hatte, bis ein neues Geschäft den Gedanken an den Gecken verdrängte. Der nüchterne, scharfsinnige Geschäftsmann und der den Modethorheiten huldigende, feinwollende Elegant konnten nichts mit einander gemein haben.

Nach wenigen Tagen mußte Robert die Hauptstadt wieder verlassen, Judith und er empfanden Bedauern über die Trennung, übrigens gingen beide einer arbeitsamen Zukunft entgegen und wußten, daß die Gelegenheit des Wiedersehens sich alljährlich mehre Male finden mußte.

Ueber Lilly hatten sie zufällig nie gesprochen. Gleich allen Menschen von entschlossener, kräftiger Gemüthsart lebte Judith voll in der Gegenwart, sah mit frischem Blicke in die Zukunft, das Schwelgen in den Erinnerungen liebte sie nicht. Sie glaubte sich für immer von ihrer Vergangenheit geschieden und berührte deshalb auch ihr nun fern gerückte Lebensverhältnisse und Personen nicht.

Das einzige Band zwischen sonst und jetzt bildete Robert. Da beabsichtigte Täuschung, ohne Geheimnißthuerei, seinem offenen, männlichen Wesen fern lag, so konnte Judith wähnen, ihr Freund sei ebenso herzenseinsam wie sie.

Gräfin Bärenburg's Handlungsweise hatte Baron Härdenstein richtig gedeutet. Vor Ablauf eines Monats empfing Judith durch Notar Schaller die Mittheilung, daß sich bei ihm für ihre Rechnung für fünfzigtausend Gulden Actien des industriellen Consortiums von Oberndorf befänden, unter ihnen dreißigtausend Gulden werthe Prioritäten.

Ein wesentlicher Schritt zur Unabhängigkeit, zur selbständigen Lebensgestaltung, war somit erfolgreich gethan.

Viertes Capitel.

Besonders stark ist in der menschlichen Natur der Nachahmungstrieb. Der Richtung, welche die tonangebenden, eminenten Köpfe einschlagen, folgt die große Menge beinahe unwillkürlich. Die Selbstmordmanie ist ansteckend aufgetreten, so gut als irgend ein Fieber, und die Convulsionärs theilten ihre Zuckungen dem gaffenden Haufen mit.

Früher herrschte in der Gegend von Oberndorf wenig Unternehmungsgeist; die Herren unterhielten sich wie es ging, die Bauern blieben bei den wirthschaftlichen Grundsätzen ihrer Vorfahren stehen, die mittlere industrielle Klasse fehlte. Seit Robert den Anstoß großartiger Thätigkeit gab, wachten die lange schlummernden Fähigkeiten auch seiner Nachbarn auf.

Wenn die Gutsbesitzer sich seiner Person auch noch keineswegs näherten, so hatte doch die anfangs böswillige Neugierde für sein Treiben allmälig anderen Anschauungen Platz gemacht. Der Erfolg ist der beste Beweis der Welt gegenüber, und was Robert unternahm, gedieh. Seine Drainage verzehnfachte das Erträgniß der Felder und die von ihm bezogenen Maschinen klopften noch Körner aus dem Halme, welche bei dem frühern Verfahren in der Streu verfault sein würden.

Gräfin Wolfskeehl hatte ihren Verwalter als Spion nach Oberndorf gesandt; dieser berichtete zurückkommend Wunderdinge. Seitdem erwachte in dem Kopfe der Dame ein ehrgeiziger Gedanke. Sie wollte es bei ihrer mehr mit Energie als Verständniß geführten Landwirthschaft dem Nachbar gleich thun.

Es war ein großer Tag für die Gutsfrau, als die erste bestellte Maschine eintraf; sie fand weder Rast noch Ruhe bis zur Ankunft des Mechanikers aus der nächsten Kreisstadt, welcher die Maschine aufzustellen berufen wurde. Als dieser erschien, gerieth Gräfin Wolfskeehl sofort mit ihm in Streit. Die Schrauben wollten nicht sitzen, die Räder nicht ineinander greifen; der Gräfin wurde es bange um die verausgabte große Summe. Sie überhäufte den

Mechaniker mit Schmähungen, so daß dieser seinerseits zornig erklärte, er wolle mit der Sache nichts weiter zu thun haben.

Graf Wolfskeehl saß ruhig in seinem friedlichen Zimmer, wie gewöhnlich nicht wissend, was um ihn her vorging, ohne die seinem Haupte nahe grollenden Stürme zu ahnen.

Er entwarf eben behaglich eine Frauengestalt, die gemeinsam mit allen seinen Heldinnen der Gattin so unähnlich sah als möglich. Fast schien es, als wolle er sich durch die Gebilde seiner Phantasie schadlos halten für die Wirklichkeit. Was ihn im Leben störte und drängte, hob er in der Dichtung auf.

Wo nahm Graf Wolfskeehl die Bilder seiner Darstellungen her? Sicher nicht aus seinen Kreisen, ebenso wenig aus der Zeit, in welcher wir leben. Zur Gefühlsseligkeit fehlt unseren gährenden Tagen die Muße. Der in sich gekehrte Mann fand sie in den trüben Anschauungen seines eigenen Innern wieder, der frische, gesunde Hauch der Männlichkeit fehlte seinen Schöpfungen. Sie gemahnten an den krankhaften Zug eines weibischen Gemüthes, das liebt sich fortwährend selbst zu bespiegeln.

Eine unverstandene, verkannte Seele, wandelte Graf Wolfskeehl auf Erden und für solche schrieb er auch. Die Frau hatte vollständig seine Individualität erdrückt, ihm etwas Farbloses verliehen.

Er schilderte gegenwärtig ein Paar, welches sich den ganzen langen Tag durch liebt und auch weiter nichts zu thun hat, als dies beseligende Gefühl sich in allen Modulationen mitzutheilen. Sollte er die Heldin an der Schwindsucht sterben und den Helden sich auf ihrem Grabe tödten lassen; oder sollte er die Liebenden aus der Katastrophe erretten und in epischer Breite eine Ehe schildern, in welche die Sphärenharmonie des Himmels klingt?

Beide Wendungen lockten. Der vornehme Autor saß, den Kopf in die Hand gestützt, und sann und sann.

Da plötzlich streicht ihm ein scharfer Luftzug unsanft über die Schläfen; die Thür war aufgestoßen und seine Hälfte stand hoch aufathmend vor ihm. Die träumerische Stellung des Gemahles steigerte den Wuthanfall der gebietenden Dame.

„Ich bin eine unglückliche Frau," schrie sie zornig, „weil ich einen Mann habe, der keiner ist!"

Graf Wolfskeehl, rauh aus poetischem Traum geweckt, blickte mit Entsetzen auf die Gattin. Diese war eine

sparsame Dame und trug als solche in der Zurückgezogenheit von Wolfskeehl die alten Kleider auf. Ein ziegelroth gefärbtes Seidenzeug, von den Tönen der Gesichtsfarbe nicht sehr verschieden, umspannte eng und knapp die fleischigen Formen. Graf Wolfskeehl's Heldinnen waren alle schlank und kleideten sich stets in weiß mit himmelblau.

Der Schriftsteller-Dilettant, in beständiger Sorge vor den häufigen Gewitterstürmen seines ehelichen Himmels, war ein großer Heuchler — der Gattin gegenüber geworden.

„Mir scheint, liebes Kind, Du beschuldigst mich mit Unrecht," entgegnete er sanft.

„Mit Unrecht! und Du sitzest hier bequem mit Larifari beschäftigt, während ich mich abhetze bis auf das Blut!"

Die Hand der Dame hatte mittlerweile den Bogen erfaßt, auf welchem der Graf geschrieben, und das Papier zusammengeballt.

„Aber Adelheid, was thust Du? Es fällt mir wahrscheinlich nie mehr so schön ein, als ich es niederschrieb; die gleiche Inspiration kehrt nie zweimal wieder."

„Lasse doch das Zeug und komme mit zur Maschine; das theure Geld ist ausgegeben, der Dummkopf von Mechaniker vermag sie nicht aufzustellen."

„Ich werde es noch weniger im Stande sein," bemerkte der Graf vollkommen der Wahrheit gemäß.

Indessen befand sich die Dame in einer Stimmung, welche keinen Widerspruch zuließ und ihr ungleicher Partner folgte ihr gelassen.

„Die Industrie ist etwas Häßliches, meine Liebe," erklärte er der Gräfin hinabgehend; „sie verunziert die Landschaft; hättest Du meinen Rath befolgt, so würdest Du es bei den alten idyllischen Dreschflegeln gelassen haben."

„Wenn ich es machte wie Du, wer schaffte dann das Geld herbei zu Deinem Schlaraffenleben?"

Es lag zu viel Wahrheit in den herben Worten der Gräfin, als daß selbst ihr unpraktischer Gatte sich derselben hätte verschließen können; er schwieg betroffen still.

Die Hausgenossen hatten sich um die unselige Maschine versammelt; auch Lilly war herbeigelaufen. Jeder ertheilte einen unberufenen Rath und wurde von der Gebieterin derb zum Schweigen gebracht; nur das Haupt der Familie saß unbekümmert auf einer seitwärts stehenden Kiste und dachte an den Schluß der begonnenen Erzählung. Die trivialen Sorgen des Alltagslebens fanden keinen Anklang im poetischen Gemüthe.

„Mama, ich weiß Rath!" rief die kleine Gräfin fröhlich, während ihre zierlichen Hände mit dem häßlichen Eisen spielten.

„Du?" fragte die Mutter zweifelhaft, „nur keinen Scherz, dazu bin ich nicht aufgelegt."

„Baron Härdenstein wird mit Leichtigkeit die verschiedenen Theile zusammensetzen."

Der Graf hatte bei dem Tone der Stimme seines Kindes aufgehorcht.

„Hm," sagte er, „das war ein guter Einfall von Lilly." Er war erfreut, die Last auf eines Andern Schultern wälzen zu können, und entschlüpfte nach seinem Zimmer.

Eine Weile schwieg Gräfin Wolfskeehl unmuthig; Robert war ihr zuwider und ungern nahm sie seine Hülfe an, aber es ging der Dame wie der Mehrzahl der Menschen: Grundsätze mußten der Anforderung des Augenblicks, dem Interesse weichen.

Der Kutscher erhielt den Befehl anzuspannen, ein Bedienter wurde beordert, den Herrn Grafen anzukleiden; bald saß dieser wohlverpackt im Wagen mit der genauen Instruction, nicht ohne den Nachbar zurückzukommen.

Der Wind pfiff schon über die Stoppeln; Graf Wolfskeehl schloß die Fenster und zog seinen Rockkragen in die Höhe. Er lehnte behaglich warm in der Ecke und dachte an den Schluß seiner Dichtung; der unglücklichen Maschine Raum in seinem Kopfe zu geben, war ihm durchaus unmöglich.

Erst vor dem Thor von Oberndorf erwachte er aus dem Reich der Träume; Christian öffnete den Schlag und fragte, was zu Diensten stehe?

Graf Wolfskeehl's bemächtigte sich eine peinliche Verlegenheit; ohnedem lag etwas Scheues in seinem Wesen, und nur zu wohl erinnerte er sich, wie unter seinem Dache von Gräfin Bärenburg und deren Freundin der Mann geschmäht worden war, den er jetzt um eine Gefälligkeit bitten sollte.

Zögernd stotterte der Graf, er sei gekommen, den Herrn Baron zu besuchen.

Der alte Diener bat zu warten, da sein Gebieter bei den Neubauten sei, die noch vor Winter unter Dach sollten.

Einstweilen führte Christian Graf Wolfskeehl in die Gallerie.

Der Uebergang aus rauhem Herbststurme in die angenehm durchwärmte, von Blumendüften geschwängerte

durch Vogelsang belebte Atmosphäre versetzte den literarischen Dilettanten in die behaglichste Stimmung. Er dehnte sich auf dem Ruhebette und gab sich dem vollen Reiz der freundlichen Umgebung der Scene hin.

Rasche Schritte unterbrachen die Träumerei, in welche Graf Wolfskeehl so leicht verfiel. Robert stand vor seinem Besuche.

Bei seiner ausgedehnten Geschäftsthätigkeit war Robert mit den meisten Gutsbesitzern der Umgegend schon in Berührung gekommen. Gesellige Beziehungen hatten sich nicht angeknüpft, weil solche gegen Robert's Wunsch waren und die Anderen durch das Bewußtsein ihres bisherigen animosen Verhaltens verhindert wurden, sie anzuregen. Indessen gewann er persönlich Jeden für sich; Alle rühmten seine ruhige Artigkeit, sein entschlossenes praktisches Wesen. Graf Wolfskeehl allein, geschieden von agriculturen sowol als politischen Interessen, war nie noch mit Robert zusammengetroffen.

Jetzt erhob sich der Graf und stammelte etwas befangen, er hätte gern längst schon den Sohn eines alten Bekannten freund-nachbarlich willkommen geheißen. Der Grund, warum er es nicht gethan, blieb in undeutlichem Gemurmel verborgen; denn die wirkliche Ursache, weil es die Gräfin nicht

gestattet, dünkte denn doch dem Gatten kaum zur Mittheilung geeignet.

Robert kam ruhig freundlich dem ältern Herrn zu Hülfe. „Wenn meine gegenwärtigen Verhältnisse sociale Beziehungen gestattet hätten," sagte er, „so würde es mir zugekommen sein, in Wolfskeehl aufzuwarten."

Es lag etwas Ermuthigendes in dem treuherzigen Blick des klaren Auges, die ganze Persönlichkeit wirkte wohlthuend und der Nachbar fand den Muth, seine Bitte vorzutragen.

Baron Härdenstein sagte zu; Graf Wolfskeehl war erfreut über die Bereitwilligkeit, er ahnte freilich nicht, daß es ein Opfer für Jenen sei, mehre seiner so ausgefüllten Stunden zu verlieren. Der gemächlich sein Leben Verträumende kannte den Werth der Zeit nicht.

Der Maschine wurde im Gespräch der Herren nicht weiter gedacht, denn der Besitzer wußte nicht einmal, zu welchem Zwecke sie bestimmt sei. Indessen fanden sich viel allgemeine Anknüpfungspunkte. Graf Wolfskeehl war ein hochgebildeter Mann; sobald seine Verschrobenheiten nicht an den Tag traten, wurde der Verkehr mit ihm genußreich.

„Ibam forte via sacra, sicut meus est mos".

Der Graf gedachte im Laufe des Gespräches dieser Horazischen Ode, welche die beiden Männer der Gegenwart und dem öden deutschen Landstriche ringsum entführte, und in die classischen Gefilde des alten Rom versetzte.

„Er ist in den Classikern wohl bewandert," flüsterte Graf Wolfskeehl seiner Gattin zu, als sie angekommen waren.

Die warf einen Blick der Geringschätzung auf den hülflosen Gefährten und begrüßte mit sauer-süßer Miene den Gast.

Robert verlangte sogleich ans Werk zu gehen.

Die Gutsfrau begleitete ihn in die Scheune, um ihm den Vortheil ihres erleuchteten Rathes zukommen zu lassen; auch der Mechaniker wurde wieder gerufen und einige männliche Dienstboten des Schlosses standen zur Hülfeleistung bereit.

Die Gräfin wurde von Robert bei der ersten unberufenen Einmischung mit ironisch-artigen Worten in ihre Schranken gewiesen. Die Dame entfernte sich mit hochrothem Gesicht, das Interesse wirkte mächtiger als Aerger und Zorn.

Nun nahm Robert die Zeichnung zur Hand. Er erkannte in ihr eine neuerfundene amerikanische Construction

und hatte Hunderte von solchen Maschinen arbeiten sehen. Mit Vergnügen lauschte der Mechaniker der klaren, sachkundigen Beschreibung. Hierauf legten Beide Hand an. Ohne Schwierigkeit ging die Zusammensetzung von Statten.

Ein Diener überbrachte die Einladung der Frau Gräfin zum Nachtessen und zum Nachtquartier in Wolfskeehl. Unwillig hatte sich die Dame bei Gatten und Tochter über die Nothwendigkeit beklagt, den gräulichen Nachbar zu empfangen.

Der Pein nun entging sie; denn Robert lehnte dankend ab und schwang sich, ohne ins Schloß zurückzukehren, auf Victoria.

So grausam war er jedoch nicht, an Feinliebchens Fenster vorüberzureiten — ohne hinaufzublicken.

„Sie sind abscheulich, Härdenstein," rief die kleine Gräfin hinab. „Der Zufall bringt Sie in unser Haus, und nun verschmähen Sie, ein Stündchen mit uns zu plaudern!"

„Ich bringe meine Neigung meinen Grundsätzen zum Opfer; Sie sollten mich loben, nicht tadeln."

„Ach, gehen Sie, ich mag Sie gar nicht wiedersehen."

„Nun, wenn auch nicht meine Person," sagte Robert lächelnd, „so würdigen Sie wenigstens meine Werke Ihres

Anblicks. Fahren Sie doch einmal meine neue Straße zum Kohlenlager."

Er nickte freundlichen Abschiedsgruß und verschwand in der hereinbrechenden Nacht.

Den folgenden Tag leuchtete die Sonne warm und lud ins Freie. Gräfin Wolfskeehl war glücklicherweise häuslich beschäftigt, der Vater fuhr mit seiner Tochter allein in offener Halbkalesche spazieren.

Der Graf nickte in sanftem Schlummer, Lilly's muntere Aeuglein drangen scharf durch die Lichtung des Holzes. Sie hatte nicht lange zu spähen; ein Eisenschimmel sprengte aus den Büschen.

Eine volle Stunde ermäßigte Robert die Gangart Victoria's zum kurzen Trab der Wagenpferde; dann schied er von dem zarten elfenartigen Geschöpf, mit dem er bis dahin heiter geplaudert hatte. Unbewußt mischte sich in seinen Gruß weiche Zärtlichkeit.

Es giebt wol kein rosigeres, sonnigeres Gefühl auf Erden, als eines jungen Mädchens Liebestraum. Das Entzücken des Kindes am Weihnachtsabend, die Freude des Jünglings, wenn er den ersten Schulpreis empfängt, in eine mächtige Empfindung zusammengeschmolzen, decken kaum die Mädchenwonne.

Das Unbestimmte des Gefühles gestattet ihm die Ausdehnung ins Unbegrenzte. Die Mädchenseele tritt die Reise an durch's Feenland.

Lilly gab sich voll dem lieblichen Wachtraum hin, nichts störte sie, sanft ließ sie sich einwiegen. Der Gedanke, der nüchterne Gast, Kunde gebend vom Lebensernste, trat nicht an sie heran. Ein glückliches Kind war und blieb sie, das jetzt mit dem Mann spielte, wie vordem mit Puppen. Nur fiel auf das neue Spielzeug ein glänzendes Streiflicht, was dem frühern gebrach.

Auch der Mann, der auf seinem starken Pferde durch den Forst ritt, ließ sich von der Einbildungskraft Lilly's Bild vorspiegeln.

Sie war bestimmt, dereinst an seinem Herde zu sitzen.

Fünftes Capitel.

Mit dem Eintritt des Winters kehrte Gräfin Wolfskeehl in die Hauptstadt zurück; der Aufenthalt dort hatte ihr so zugesagt, daß sie beschloß, die schlechte Jahreszeit regelmäßig daselbst zuzubringen. Der Graf begleitete dieses Mal seine Familie.

Auch Gräfin Bärenburg hatte in der nämlichen Residenz eine schöne Wohnung bezogen. Zu Lebzeiten des Majoratsherrn war sie nur selten hingekommen und stets kurze Zeit geblieben. Dem unabhängigen Seigneur behagte es nicht, sich dem Hofe des Königs zu nähern. Am liebsten weilte der Graf auf seinen Gütern, meistens in Oberndorf, wo er einen Haushalt führte, der fürstlicher Hofhaltung wenig nachgab. Einige Wintermonate hatte er dann in der

benachbarten Residenz eines Herzogthums, seiner zweiten Gattin Geburtsort, zugebracht. Zum Landesfürsten in keinem Unterthanenverhältniß stehend, durch Rang und Reichthum große Auszeichnung genießend, befand sich der stolze Aristokrat dort wohl.

Für die Witwe veränderten sich die Verhältnisse. Durch den Plan ihrer Wiederverheirathung gerieth sie mit den Verwandten in Zwiespalt, auch Judith's auffallendes Verschwinden erregte unangenehmes Aufsehen in dem kleinen Kreise ihrer bisherigen Bekannten. So bestimmten mehrfache Gründe Gräfin Charlotte Bärenburg, den Schauplatz ihres Lebens auf ein weiteres Theater zu verlegen.

Kurz nach Ablauf des Trauerjahres ließ sie sich in aller Stille mit Graf Dagobert trauen, und bezogen die jungen Gatten ein stattliches Haus im Westende der Hauptstadt. Die rauhe Luft, der fürchterliche vom Macadam aufwirbelnde Kalkstaub behagten freilich einer kranken Brust nicht. Aber Graf Dagobert war nur der „Mann seiner Frau." Charlotte hatte ihn ungeachtet des Widerspruches ihrer Freunde geheirathet, mehr für ihn zu thun, der Rücksicht für seine Gesundheit ihre Wünsche zu opfern, dazu fehlte ihr die Lust. Sie suchte nach einer Lüge, sich zu rechtfertigen. „Die Interessen ihrer Familie hielten Charlotte

in der Hauptstadt des Stammlandes der Bärenburg von der schwarzen Linie fest."

Die intimen Beziehungen Charlottens zur Gräfin Wolfskeehl blieben die alten. Jugendbekanntschaft, gleiche Lebensstellung, ähnliche Ansichten, sind ein fester Kitt. Erschüttert konnte die Freundschaft der beiden Damen wol werden, aber sich nicht lösen.

Charlottens Wiedervermählung war ein guter Probirstein der Dauerhaftigkeit der Beziehungen unter den beiden Damen gewesen. Sie hatten nach einigen durchaus nicht sanften Auseinandersetzungen sich vollkommen wieder zusammengezankt.

Sie waren eben sich beide nützlich, unentbehrlich.

Gräfin Wolfskeehl hatte nicht den gefürchteten Nebenbuhler in Dagobert gefunden, nach wie vor blieb sie die Hauptvertraute der Bärenburg. Die Mittheilungen, gegenseitige Klagen und Ergüsse der Freundinnen, nahmen einen großen Theil des Tages in Anspruch. Die unendlichen Nichts, woraus der beschäftigte Müßiggang des vornehmen Lebens besteht, wurden alle gemeinschaftlich abgethan.

Zur größeren Bequemlichkeit bezogen die beiden Familien dasselbe Haus, Gräfin Bärenburg's Salon diente zum gewöhnlichen Vereinigungspunkte.

Man hatte zusammen gespeist, was häufig geschah. Die Gesellschaft trat in den behaglich erleuchteten, durchwärmten Raum, der doppelt wöhnlich erschien, weil eisiger mit Schneeflocken untermischter Regen an die Fenster schlug und ein scharfer Nordwest dazu pfiff.

Graf Wolfskeehl gehörte einer Gesellschaft an, die wöchentlich einmal über archäologischen Vorlesungen schlief. Es war heute sein Tag. Weil er wußte, daß die Gattin den Wagen benutzen wolle, schlich er gutmüthig in Ueberschuhen und Ueberrock davon.

Die Zurückbleibenden begannen eine kleine, Niemand täuschende Komödie zu spielen; auf manchen Gesichtern sitzt eben die Maske der Heuchelei so fest, daß es der vollen Gluthhitze wilder Leidenschaften bedarf, sie auch nur zu lüften.

„Ich wäre gern heute in's Theater gegangen," bemerkte Charlotte mit ihrem gewöhnlichen, einschmeichelnden Ton, „doch Dagobert fühlt sich etwas unwohl und kann nicht allein bleiben."

„Kümmere Dich nicht um mich, Charlotte," entgegnete der zärtliche Gatte, „es wäre mir leid, Dich von einer Unterhaltung abzuhalten. Den Abend verspricht die Vor-

stellung interessant zu werden, es steht ein neues Stück auf dem Zettel und eine Debütantin."

Die Gatten schienen gegeneinander voll Rücksichten, nur Gräfin Wolfskeehl's sarkastisches Lächeln verrieth das Coulissengeheimniß. Sie wußte, Charlotte sei entschlossen zu gehen und Dagobert zufrieden, sie los zu werden.

„Braich heißt die angehende Schauspielerin," versetzte Gräfin Wolfskeehl. „Das ist ja der Familienname Eures ehemaligen Pastors in Oberndorf. Vielleicht eine Verwandte?"

„Wol möglich," entgegnete Charlotte, „ich habe mich um die Leute niemals bekümmert und erinnere mich nur einer boshaften, alten Frau, die mir einst wegen Judith's Verdruß bereitete."

„Also wenn Du wirklich meinst, Dagobert," fügte die Dame, plötzlich in einen süßlichen Ton fallend, hinzu.

„Ganz gewiß, meine Liebe, sei unbesorgt um mich, ich befinde mich leidlich wohl."

„Was beginne ich mit Lilly?" fragte Gräfin Wolfskeehl. „Sie hatte gestern Zahnschmerzen und darf nicht hinaus."

„Mama, ich bleibe hier und leiste Graf Bärenburg Gesellschaft," entschied das Mädchen.

Die Mutter streifte mit fragendem Blick das Gesicht ihrer Freundin. Dagobert, der junge Gatte einer bedeutend älteren Frau, schwieg wohlweislich.

„Lassen wir sie beisammen, es ist durchaus ungefährlich, Adelheid,“ flüsterte Charlotte.

Nun waren alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, zehn Minuten später rollte der Wagen durch den Thorweg. Die beiden Damen fuhren nach dem Theater in ihre gemeinschaftliche Loge.

Graf Dagobert sprang vom Ruhebett herab, auf welchem er wie erschöpft gelegen; Gräfin Lilly hüpfte auf ihn zu.

Es bestand auch zwischen den Beiden ein Bündniß.

Wenn Dagobert aus Liebe geheirathet haben würde, eine freilich seiner Individualität und seinen Verhältnissen sehr fern liegende Möglichkeit, er hätte sicher dies Mädchen gewählt. Ihr weibisches Wesen, die Thräne im Auge mit dem Lächeln auf den Lippen vereinigend, gefiel ihm. Lilly's rasch bereites Mitgefühl, so oft er litt, that ihm wohl.

Uebrigens hatte Charlotte doch Recht zu behaupten, man könne sie ohne Gefahr allein beisammen lassen. Die junge Dame gefiel dem Grafen allerdings, aber zu Unbesonnenheiten ließ sich sein kühl abgemessenes Wesen nicht leicht

hinreißen, und einer kaltblütigen Schlechtigkeit war er ebenso wenig fähig wie einer großmüthigen Handlung.

Aller menschlichen Berechnung gemäß blieben die Damen zwei Stunden fort, und der glückliche Besitzer der reichen Witwe freute sich dessen mit dem tyrannisirten Kinde einer herrischen Mutter.

Er ergriff die kleine zierliche Hand des Mädchens; auf einem eleganten Möbel inmitten des Salons, das sich besonders bauschig schwellte, ließen sie sich Seite an Seite nieder.

Es befand sich ein Flügel da, Lilly konnte ihr fertiges Clavierspiel üben; ein Tisch war mit den witzigen französischen Illustrationen bedeckt, die so reichlichen Stoff bieten für ein oberflächliches Gespräch. Gegenwärtig bedurften sie dieser Unterhaltungsmittel nicht, sie genügten sich gegenseitig vollkommen.

Dagobert war Lilly's Vertrauter, der Gehülfe ihrer meistens sehr unschuldigen Streiche. Beständig hatten sie etwas Geheimes zusammen. Im wohlgeordneten Staate, in der auf billigen und vernünftigen Grundsätzen gegründeten Familie braucht sich nur die Schuld zu verbergen. Aber thörichter Willkür gegenüber wird das Geheimniß zur Nothwehr.

Bei Lilly handelte es sich gewöhnlich nur um die Erlangung von ein wenig Freiheit, einem gesunden Gang in's Freie, dem Genuß unverbitterter Jugend, und Dagobert's Vermittelung schaffte es.

Die Geheimnisse des Mannes waren dunkler gefärbt, wenig davon paßte für das Ohr des Mädchens. Dagobert zahlte also Lilly nicht mit der gleichen Münze des Vertrauens. Er lauschte mehr und sie sprach, aber mit Behagen folgte er dem angenehmen Geplauder.

Den steifen jungen Mann, welcher um Judith warb, den häufig übellaunigen Gatten Charlottens, würde jetzt Niemand mehr erkannt haben. Lilly's geistreiche Lebhaftigkeit riß auch seine Trägheit mit fort.

Dagobert fühlte wieder jugendlich, er befand sich in der rosigen Stimmung, wie sie ein leichter Grad von Verliebtsein, nie der Sturmwind der Leidenschaft erzeugt. Die Augen glänzten wieder, zartes Karmin färbte die Wangen, nur war es dieses Mal kein Fieber, sondern angenehme Lebenswärme.

Graf Dagobert sah sehr gut aus.

Ein leuchtendes Mädchenauge hing an dem hübschen Manneskopf. Lilly gab sich dem Reiz des Momentes hin —

sie vergaß. Keine mahnende Erinnerung führte ihr Robert's Bild vor. Des Letzteren Huldigungen waren kühl gewesen im Vergleich mit dem, was Dagobert bot. Ernste Zärtlichkeit enthält weniger Zuckerwerk, als die leichte Galanterie.

Sie lachten und schäkerten zusammen und der neue Ehemann zog zu wiederholten Malen die niedliche Mädchenhand an den Mund.

Im besonnenern Kopfe des Mannes erwachte schon der Gedanke zur Umkehr — er wollte sich eben losreißen, einen Gang durch's Zimmer machen zur Abkühlung. Da wurde die Thüre hastig aufgerissen — Dagobert ließ die zierlichen Finger sinken, als seien sie heißes Eisen.

Charlotte und mit ihr Gräfin Wolfskeehl traten verstört ein. Sie waren kaum eine Stunde ausgewesen und mußten, da die Equipage sie nicht abgeholt hatte, zu Fuß oder im Fiaker heimgekommen sein.

„Ich überlebe es nicht," rief Gräfin Bärenburg, erschöpft auf einen Sitz fallend.

Der Gatte erschrack nur sehr mäßig, er meinte eben, seine Frau sei stark geschnürt, sprang aber dessenungeachtet diensteifrig herbei.

„Arme Charlotte," sagte Gräfin Wolfskeehl, ich bin selbst wie betäubt!"

„O mein Gott!" seufzte Gräfin Bärenburg.

Die Damen stürzten sich schluchzend in die Arme, sie hatten weder Mäntel noch Caputzen abgelegt, die rührende Scene streifte stark an's Lächerliche.

Indessen zeigte sich bald, daß die Erregung mehr zorniger, als trauriger Art sei.

„Der König muß einschreiten," bemerkte Charlotte, sobald sie zu Athem kam, „man sperre sie in eine Festung."

„Oder in ein Kloster," bekräftigte Gräfin Wolfskeehl.

„Meine Damen, Ihre Worte sind vollkommen räthselhaft," versetzte endlich Graf Bärenburg. „Darf ich um Erklärung bitten, was Sie aus dem Theater trieb und in solchen Zustand brachte."

„Wir sind entehrt, Dagobert!"

„Du phantasirst, Charlotte!"

„Leider nein, meine arme beklagenswerthe Freundin hat Entsetzliches erlebt."

„Aber was denn? sprechen Sie doch um's Himmelswillen, was fiel im Theater vor?"

„Wir sahen — sprechen Sie es aus — Adelheid, ich kann es nicht.“

„Judith auf der Bühne!“ vollendete Gräfin Wolfskeehl den Satz.

„Das ist stark!“ rief Dagobert unwillig.

Aber er besaß einen kalten Kopf, er griff nach dem Theaterzettel.

„Meine Damen, der Name Bärenburg ist wenigstens nicht blamirt,“ sagte er, „die saubere Geschichte weiß wahrscheinlich Niemand außer uns, also tiefes Schweigen, jeden Lärm vermieden.“

„Das schamlose Geschöpf muß gezüchtigt werden!“ schrie die Stiefmutter, blind in ihrem alten Hasse.

„Und wir würden mit in den Klatsch gezogen, Charlotte,“ entgegnete Dagobert kalt.

Eine stürmische Berathung fand statt.

Die Dienerschaft erinnerte sich noch keines so verwirrten Thee's, so oft sie etwas hineinbringen wollten, wurden sie hinausgewiesen. Lilly, von der Mutter fortgeschickt, stak über eine Stunde hinter dem Thürvorhang. Graf Wolfskeehl friedlich heimduselnd aus seiner Vorlesung, erhielt die schauderhafte Mittheilung gleich einer Backbordladung.

Einigung über die zu thuenden Schritte wurde nicht erzielt, die Gemüther waren noch zu sehr erhitzt, die Nacht mußte Rath bringen.

Nothgedrungen vertagte man das Gericht und die Beschlußfassung auf morgen.

Sechstes Capitel.

Das Mädchen hinter den Lampen ahnte nicht, welche Stürme sich gegen sie zusammenbrauten, und hätte sie es gewußt, sie würde wahrscheinlich verächtlich dazu gelächelt haben.

Es ist ein ernster Schritt aus der geschützten Verborgenheit des Privatlebens herauszutreten vor die richtende Menge, daneben schwinden alle kleinlichen Rücksichten. Nur noch ein Ziel schwebt dem Auge vor, kann für die vielen Opfer schadlos halten — der Erfolg!

Ein französisches Intriguenstück wurde aufgeführt aus dem Leben der höheren Gesellschaft; nie noch war auf diesen Brettern der Ton der bevorzugten Kreise so natürlich getroffen. Anmuth und Adel des Spiels, richtige Auffassung

vereinten sich in Judith's Darstellung. Ihr sonores Organ füllte den weiten Saal; die prachtvolle Gestalt mit dem herrlichen Kopf stand, von Lichterglanz umflossen, von blitzenden Steinen gehoben, königlich da.

Auf einer vorderen Sitzreihe des Parquets befanden sich zwei Männer nebeneinander; sie hatten sich bisher nur einmal erblickt, und in dem Eifer, mit dem Beide dem Stücke folgten, erkannten sie sich nicht wieder.

Judith hatte mit ruhigem Anstand die Bühne betreten; ihre durchdachte Declamation, ihr sicheres Auftreten bewiesen, daß die Kunstnovize keineswegs befangen sei. In der ersten Scene schon bekundete sich ein seltenes Talent. Sesselrücken in einer Loge des Hofranges störte die gespannte Aufmerksamkeit des Publikums; manch unwilliger Blick richtete sich dorthin, woher das Geräusch kam; auch die angehende Schauspielerin sah hinauf. Plötzliche Blässe überzog das blühende, schöne Gesicht, welches die Schminke verschmähte.

Judith hatte geglaubt, vor Fremden zu spielen, mit der Vergangenheit abschließend, ein neues Leben zu beginnen. Der böse Blick der Stiefmutter, das hämische Lächeln Gräfin Wolfskeehl's traf sie unerwartet, verwirrend.

Gleich einem Nebel begann es sich vor ihr auszubreiten, die zitternde Stimme brach ab. Aengstlich war der

größere und kräftigere der beiden Zuschauer auf den Sperrsitzen der Bewegung gefolgt; er besaß den Schlüssel sie zu deuten. Schnell entschlossen stieß er wie zufällig seinen Stock tönend auf den Boden. Wieder schreckte Judith empor, vier Augen trafen sich, Robert blickte sie ermuthigend an.

Ein Freund ist da! die treuen Augen sagten es und Judith verstand ihre Sprache.

Ein sieghaftes Lächeln glitt blitzschnell über die stolzen Züge, frisch und frei rollte wieder das Blut; dem größern Publikum entging die Störung, man fand nur den Ausdruck wunderbar, mit welchem die Künstlerin das Erschrecken gegeben, das durch einen glücklichen Zufall in die Scene paßte; Judith fiel nicht wieder aus der Rolle.

Als der Vorhang beim Actschluß niederrauschte, erschütterte donnernder Beifall das Haus.

Ein Ach! der Befriedigung entwand sich Robert's Brust, Judith's Erfolg war gesichert. Sein Nachbar schlug in die Hände, daß die engen Glacéhandschuhe platzten. Lächelnd beobachtete Baron Härdenstein diesen Enthusiasmus; er erkannte jetzt den jungen Mann, welcher sich auf Besuch bei dem zweiten Gehülfen des Notars befunden.

Herr von Lill verließ mit wichtiger Miene seinen Sitz, eilte in einen Blumenladen und kaufte das kostbarste Bouquet; hierauf sprang er die fünf Treppen zu der obersten Gallerie rasch hinauf. Im „Paradies" war einer seiner Schreiber mit bescheidenem Veilchenstrauß postirt; das genügte jetzt nicht mehr, Judith's überraschendes Gelingen heischte glänzendere Anerkennung.

Der Staatsanwaltssubstitut übergab seine prachtvollen Treibhausblüthen mit genauer Instruction. Damit weder die Artigkeit noch die zehn Gulden des Ankaufspreises verloren seien, steckte er vorsichtig seine Karte hinein. Nachher eilte er athemlos auf seinen Sitz zurück, denn der Vorhang ging wieder in die Höhe.

Judith's Kraft, die Begeisterung der Zuschauer hielten an.

In einer Prosceniumsloge befand sich Braich mit seiner Frau. Zwischen ihnen saß Theodor Korn. Die Kapellmeisterin hatte anfänglich gezittert, als der Erfolg gesichert war, brach sie in Thränen freudiger Rührung aus.

„Weine nicht, Barbara," bemerkte Braich stolz, „ich habe es ja immer vorausgesagt, unser Kind wird Großes leisten."

Auf dem übellaunigen Gesichte des dritten Zuschauers zeigte sich kein erwärmender Zug der Theilnahme an dem Erfolge des schönen, geistvollen Mädchens, das er mit heranbilden geholfen.

„Ich beklage diesen leichten Sieg für Fräulein Louise," sagte er, „sie wird träge werden, nicht vorwärts schreiten und bald ebenso bezischt als jetzt beklatscht werden."

„Herr Professor, seit fünfzig Jahren bin ich mit den Brettern vertraut; glauben Sie meiner alten Erfahrung, wer so beginnt, betritt den sichern Weg zu Reichthum und Ruhm!"

„Seifenblasen!" lispelte der Gelehrte geringschätzig.

„Fast möchte man meinen, Sie wären neidisch," erwiederte Braich ungeduldig.

„Neidisch auf die Gunst des wetterwendischen Publikums, des großen, vernunftlosen Kindes, des unwissenden, thörichten Haufens, dessen ungültiges Urtheil ich verachte!"

„Aber für wen arbeitet denn der Künstler, der Gelehrte, wenn nicht für die Welt?" fragte Frau Barbara.

„Gute Frau, wir, die Männer der Wissenschaft, arbeiten für wenige Auserwählte, die befähigt sind, uns zu verstehen; die Massen werden immer rückständig bleiben, der Pöbel von oben und unten steht uns fern. Wenn Sie

mich fragen, für wen ich speciell arbeite, dann muß ich antworten — für Niemand; ich erfülle den Fluch irdischen Seins und erwarte keinen Lohn."

Der abgespannte, trostlose Ausdruck auf dem hagern Gesichte gemahnte an die Bewohner der Irrenhäuser.

„Auch die echte Kunst," fuhr der Professor fort, „wohnt auf einer Höhe, an welche die Menge nicht heranreicht. Was den Beifall des Haufens erringt, ist werthloses Blendwerk."

„Dann bin ich froh, daß mein Kind die rechte Art traf," bemerkte Frau Barbara spöttisch, „wenn sie es nach der Ihrigen gemacht hätte, Herr Professor, dann würden wahrscheinlich die Zuschauer kalt geblieben sein und ihre Künstlerlaufbahn wäre nicht so glänzend eröffnet."

„Louise würde, von rechter Weihe ergriffen, einen innern Triumph feiern, das Bewußtsein edler Leistung; jetzt erringt sie blos einen äußern, den der Denker verachtet."

Von den tönenden Phrasen, die über ihr Verständniß gingen, allmälig erschreckt, blickte die Kapellmeisterin ängstlich nach dem Gatten hinüber.

„Laß den Grillenfänger," flüsterte Braich ihr ermuthigend zu, „die Trauben waren sauer."

Der kluge Mann mit dem praktischen Blicke hatte das Rechte getroffen. Theodor Korn haßte Alle, die auf dem Gipfel ankamen, zu welchem er vergebens emporgeklommen war. Jetzt fraß der Unmuth an seinem kranken Gemüthe, daß die Schülerin beim ersten Versuche errungen, was dem Meister immer versagt geblieben.

Theodor Korn gab sich finsterm Grübeln hin, vom dritten Acte sah und hörte er nichts mehr.

Auf den Stehplätzen lehnte eine schlanke Mannesgestalt an einer Säule, in grauen Offiziersmantel gehüllt. Das Gesicht war mehr ausdrucksvoll als angenehm; die Züge eckig und hart, schwarze Haare hingen lang und wirr um den Kopf, die dunkeln Augen hafteten, von magischer Gewalt gefesselt, an der Scene. Erst das Fallen des Vorhanges löste den Bann. Der junge Mann kam hochaufathmend wieder zu sich.

„Mühlauer, kommst Du mit uns ins Hofbrauhaus?“ fragte ein Kamerad ihm zur Seite.

Der Oberlieutenant antwortete kurz: „Nein.“

Er applaudirte auch nicht und schrie nicht heraus, wie es die Anderen thaten; äußerlich erschien er kalt, nur stürmte er mit nervöser Hast an die Ausgangsthüre. Hier harrte er geduldig, bis Judith herauskam; ein fast finsterer

Blick streifte die Schauspielerin, düster und brennend zugleich wie der des Raubthieres, wenn es seine Beute begehrt. Judith erkannte den Säulen-Heiligen wieder, sie fühlte, daß der stille, junge Mann sie mehr bewundere als Alle, die so laut geschrien.

Lächelnd stieg sie in den Wagen. Drinnen empfing sie Frau Barbara's mütterlich zärtliche Umarmung und Braich's freudig stolzer Glückwunsch.

„Du hast reiche Freude auf meine alten Tage ausgegossen, Kind," sagte der Kapellmeister mit bewegter Stimme.

„Wenn wir auch die Augen zuthun, der Alte und ich, so ist doch Deine Zukunft glänzend befestigt, Judith," versetzte die Kapellmeisterin weich.

„Ich habe einen Beruf, ein Feld für meine Thätigkeit, und die Früchte wollen wir zusammen genießen."

Liebkosungen brachen die Rede ab.

Doppelt schwellt Freude das Herz, wenn echte Liebe sie mit uns theilt. Judith empfand voll das Entzücken. Unfähig, nur geduldet zu werden in ihren Geburtskreisen, mit dunkelen Flecken behaftet, hatte sie muthig mit ihrer Vergangenheit gebrochen und stand nun siegreich an der Schwelle einer neuen, glänzenden Zukunft. Elternliebe fand sie jetzt wie nie noch früher und der beste Freund

Gräfin Judith's war der Schauspielerin Louise Braich treu geblieben.

Der Wagen hielt am nahen Gasthof.

Von Glück umflossen trat Judith in ein Zimmer desselben; die Lebenssonne strahlte warm aus ihren Zügen. Sie trug noch den reichen Gesellschaftsanzug aus dem Stücke,. Diamanten funkelten im prachtvollen Haare, Perlen umschlangen den üppigen Nacken, in seiner Biegung dem Hals des Schwanes ähnlich.

Mit glücklichem Lächeln überblickte Judith den blumengeschmückten Raum, die gerüstete Tafel, die Gäste. Ihre Freunde hatten Judith's erstes Auftreten festlich begehen wollen, daß es ein so vollkommener Triumph werden sollte, hatten sie nicht voraussehen können. Wenn auch ihre Fähigkeiten keinem Zweifel unterlagen, zum Erfolge gehört immer noch außer dem Verdienst auch die Gunst des Geschickes.

Robert trat Judith zuerst entgegen; er sagte nichts, er faßte blos ihre Hand.

Das war ein Druck, welcher das Herz erwärmt.

„Sie waren da zu rechter Zeit," redete das Mädchen ihn an, „als mir der Muth zu entsinken drohte, Dank, mein Freund."

„Gräfin Judith," entgegnete Robert leise, „wir gehen jetzt denselben Weg, den der Arbeit, und ich freue mich herzlich, daß Ihnen zuerst das Geschick Rosen spendet. Mir soll Ihr Ehr Erfolg ein Sporn sein."

„Festigkeit führt zum Ziele, Härdenstein; wer tüchtig wie Sie ringt, der erreicht unfehlbar, was mir das Glück spielend in den Schooß zu werfen scheint. Aber ich weiß, es bedarf doppelter Anstrengung, das Erworbene zu wahren, und ich will nicht erlahmen."

„Wohl Ihnen, Gräfin Judith, daß kein Schwindel befriedigter Eitelkeit Ihren klaren hellen Geist trübt; Sie werden den Erfolg für immer an Ihre Fersen heften."

„Nachher ein paar Worte im Vertrauen, Härdenstein."

Herr von Lill kam jetzt auf die gefeierte Künstlerin zu. Seit der ersten Begegnung mit Judith bei dem Notar Schaller hatte er zwar nichts Näheres über sie erfahren, aber doch herausgebracht, daß sie über nicht unbedeutende Geldmittel gebiete. Ein gewisses Geheimniß schien sie zu umgeben und reizte die Neugierde des Staatsanwaltssubstituten. Bei des Kapellmeisters offener, freundlicher Weise war es dem jungen Manne nicht schwer gewesen, Bekanntschaft anzuknüpfen. Seine Theilnahme verschaffte Lill eine Einladung zum heutigen Abend.

Er hielt eine beflügelte Lobrede an Judith, nur da der Gegenstand mit seiner trockenen, juridischen Beredtsamkeit nichts gemein hatte, war er häufig unglücklich in der Wahl des Beiwortes, auch ging er aus der Jagd nach dem Zeitworts keineswegs stets siegreich hervor.

Alle Uebrigen beglückwünschten Judith mit Ausnahme Theodor Korn's, welcher sich mürrisch in einer Ecke des Saales hielt. Der Theaterintendant, der auch anwesend war, flüsterte Judith die angenehme Mittheilung in's Ohr, ein weiteres Probespiel sei unnütz, der Beifall des Publikums, der Erfolg ein so ausgesprochener, daß der Engagementsvertrag unverweilt unterschrieben werden könne.

Ein stolzes Lächeln flog über das schöne Gesicht des Mädchens, aber ein Gedanke trübte rasch wieder die Zufriedenheit.

Judith's Wink berief Robert an ihre Seite; sie traten zusammen in eine Fenstervertiefung.

„Habe ich nach Ihrer Ansicht Schwierigkeiten von meiner Stiefmutter zu erwarten?“ redete sie ihn an..

„Kaum! in der ersten Hitze wird Gräfin Bärenburg sicher zu einem unbesonnenen Schritte geneigt sein, doch ist sie eine kluge Dame und von klugen Menschen umgeben. Graf Wolfskeehl scheint von Natur jeder gewaltsamen Maß-

regel abgeneigt und Graf Dagobert wird seiner Gattin sicher den vernünftigen Rath ertheilen, die unangenehme Sache todt zu schweigen. Ihre Familie wird Ihnen in dem Streben der Verheimlichung entgegenkommen, alles Aufsehen vermeiden, und so am sichersten den böswilligen Klatsch der Welt verhindern."

„Mein innigster Wunsch wäre, Sie hätten Recht, man ließe mich ruhig und ungestört hier der Kunst leben; wenn aber doch bei der Frau, die mich stets haßte, der böse Wille über die Klugheit siegt?"

„Dann bleiben Ihnen zwei Wege: Entweder Sie halten mit Festigkeit den Angriff aus, wenn Sie sich die eiserne Stirn zutrauen, ungerechten Schmähungen zu trotzen; am Ende müssen Sie siegen. Oder Sie weichen der Bosheit; der Künstler ist Kosmopolit, Sie entfalten anderswo Ihr herrliches Talent, denn Ihre Heimath ist die Welt."

„Den letztern Entschluß würde ich beklagen," fügte Robert hinzu, „weil er uns trennte."

„Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß ich ihn fasse, er dünkt mir feige."

Kalte Entschlossenheit sprach aus den Zügen, die mächtige Widerstandskraft Judith's war geweckt.

„Einstweilen warten Sie ruhig die Schritte der Gegner ab, Gräfin Judith, um die Ihrigen darnach zu richten, und in allen Fällen verfügen Sie über mich."

„Ich weiß es, Härdenstein, Sie sind kein bloßer Freund für den Sonnenschein," bemerkte das Mädchen froh, und die Hand auf seinen Arm legend, kehrte sie zur reich besetzten Tafel zurück.

Es war ein heiteres Mahl, Fröhlichkeit führte den Vorsitz. Die entzückte Trunkenheit des Greises, mit welcher Braich seines Lieblings Ehrenfest beging, steckte die Anderen an, nie stockte die frohe Rede. Attisches Salz, verunglückte philosophische Tiefe und steife Juristerei wurden mit gleichmäßigem Lachen begrüßt.

Nur Einer saß finster im Kreise der Frohen, er glich dem Skelett beim Gastmahl der alten Egyptier.

Theodor Korn wartete bis das Stimmengemisch ein wenig verklungen war, und sein Falsett sich hörbar machen konnte. Alle hatten der jungen Künstlerin ihre Glückwünsche dargebracht, der Rabe mußte noch sein Unglückslied krächzen.

Er wußte Manches an ihrer Darstellung zu tadeln und belegte dies mit Citaten aus dem Aristoteles. Dort hatte er die tragische Kraft, hier das rührende Pathos

vermißt. Vielfach war ihr Spiel zu kalt gewesen, und ein übel angebrachter Sarkasmus war an die Stelle des Gefühls getreten. Alles in Allem, so ließ er durchmerken, hatte ihm dasselbe die volle Gewähr eines unzweifelhaften Talentes nicht gegeben.

Judith antwortete bescheiden und ruhig. Sie bemerkte ihm, daß sie nur zu sehr fühle, wie sehr sie noch zu lernen habe, daß aber Vieles in seinem Tadel doch wol nur auf das höhere Drama zutreffend sein würde, nicht auf das heutige, in der modernen „Gesellschaft" sich bewegende Schauspiel, aus welchem man den hochpathetischen Ton möglichst fern halten müsse.

„Kennen Sie wirklich die hohe Gesellschaft so genau?" fragte der Professor höhnisch.

Er selbst hatte als Sohn des Schloßpredigers in einer kleinen, deutschen Residenz sich zuweilen im Schloßgarten mit den jungen Prinzen gebalgt und glaubte dadurch tief eingehende Studien über die Fürstenhöfe gemacht zu haben.

Judith hatte eine derbspottende Antwort auf den Lippen; der Aerger übermannte sie. Robert errieth, was in ihrem Innern vorging; er bemerkte auch, wie Braich nahe daran war, zornig aufzubrausen und die Uebrigen mit peinlichem Schweigen Theodor Korn's Unart aufnahmen.

Der Baron erhob sich lächelnd und hielt seinen gefüllten Römer empor: „Ein Hoch dem schlechten Geschmacke des Publikums," rief er heiter, „und der irrigen Auffassung Fräulein Louisens!"

Donnernd wurde eingestimmt, die Schwüle der Spannung begann sich zu lösen; jedem Wiederausbruch zuvorzukommen, erzählte Robert eine unterhaltende Geschichte.

Hoch wogte wieder die Freude; am lebhaftesten sprach und lachte der alte Kapellmeister. Aufgefrischt waren ihm durch Judith's Gelingen die Erfolge der ehrenvollen Künstlerlaufbahn, die er selbst durchlebt hatte; im geliebten Kinde feierte er die eigenen Triumphe wieder.

Der Professor nahm nach seiner Niederlage wenig mehr Antheil an dem Gespräche. Die lockenden Schüsseln ließ er vorübergehen, aber den Getränken sprach er frei zu. Unter dem Einflusse des Weins belebten sich allmälig seine krankhaft herabgestimmten Nerven. Er begann zu plaudern, nicht mehr schwerfällig pedantisch docirend, sondern beinahe witzig. Was die Ruine noch von Geist enthielt, sprudelte er jetzt hervor.

Nicht lange währte es, bis das gebrechliche Menschenwesen erlag; man schaffte den ersten Todten fort in einem unten stehenden Fiaker.

Wäre Theodor Korn noch in der Verfassung gewesen, Beobachtungen anzustellen, er hätte wahrnehmen können, daß ein Mann, in grauen Mantel gehüllt, ununterbrochen hin und her ging unter den erleuchteten Fenstern des Hotels.

Der Miethwagen rollte davon auf der nächtlichen Straße; die einsame Wache sandte brennende Blicke hinauf; ein üppiges Frauenbild neigte sich herab und an Judith's Schulter erschien Baron Härdenstein's stattliche Gestalt. Sie lachten Beide über den Mann, dessen antike Tugend einigen Gläsern Wein erlegen war.

Das Fenster schloß sich wieder; der graue Mann zog den Mantel fester um sich, denn der rauhe Wind pfiff ihm durch Mark und Bein.

„Der neben ihr heruntersah, ist wahrscheinlich der Begünstigte," murmelte er vor sich hin, „und ich, ich stehe hier Schildwache!"

Ein bitteres Lächeln des Hohnes über sich selbst schwebte auf den Lippen des jungen Mannes.

Die Liebe hatte ihn urplötzlich, mit furchtbarer Gewalt ergriffen. Er wußte, daß sie hoffnungslos war, diese Liebe; seine Verhältnisse, die glänzenden der gefeierten

Künstlerin, Alles widersetzte sich ihr, und doch liebte er, doch nährte er mit selbstquälerischer Lust die verzehrende Flamme in seinem Herzen, allen Hindernissen zum Trotz. Aber gerade diese Hindernisse reizten ihn, er setzte ihnen die eiserne Kraft seines Willens entgegen; er wollte dem Schicksale abtrotzen, was ihm dasselbe versagt zu haben schien. —

Guten Muthes setzte sich Judith wieder in den Kreis der Gäste. Der leichte Franzwein perlte im Glase und sprudelnden Schaum trieb auch die angeregte Unterhaltung empor.

Zwischendurch klang ein heiteres Lied.

Jacob Braich ließ seinen schönen Bariton erschallen, noch ungebrochen vom Alter; die Einnahme von Valladolid sang Robert in den vollklingenden spanischen Lauten, selbst Lill von Greifenau wurde natürlich und trug köstliche „Schnadahüpfel“ vor, die homerisches Gelächter erzeugten.

Man hatte beschlossen, beisammen zu bleiben, bis Robert abfuhr, welcher seinen Aufenthalt in der Hauptstadt Judith's Auftreten wegen verlängert hatte.

Bei grauendem Morgen war es Zeit nach der Bahn sich zu begeben.

„Leben Sie wohl, Gräfin Judith," sagte Robert, des Mädchens Hand ergreifend, „fällt nichts Besonderes vor, so sehen wir uns in sechs Monaten nicht wieder. Verfolgen Sie muthig den betretenen Weg; es mag sein, daß die Familie Sie verlor, die Kunst hat Sie gewonnen. Sie schmückt mit ihrem frisch grünenden Kranz Ihr Leben."

Siebentes Capitel.

„Gott segne Dich, Kind, Du meine Freude und mein Stolz!" Braich sprach es, drückte einen herzlichen Kuß auf die blühende Wange und suchte dann ermüdet sein weiches Lager.

Frau Barbara mußte noch der schmelzenden Rührung zollen, bis auch sie sanft einschlief. Judith schwebte mit der einer kräftigen, gesunden Natur eigenen Leichtigkeit in's Land der Träume hinüber.

Sie Alle ruhten bis lang in den Tag hinein. Endlich wurden die Frauen munter und wunderten sich, daß der Kapellmeister nicht auch zum Vorschein komme.

Frau Barbara ging nachzusehen; sie stürzte mit einem Schrei heraus in die Wohnstube und in lautem Schluchzen erstickte die unverständliche Rede.

12*

Eisiges Gefühl durchzuckte Judith, als sie den Greis kalt und regungslos fand. Schmerzlos war Braich aus dem Leben geschieden, nachdem er noch einmal eine starke Freude empfunden. Die freundlichen Augen, die so väterlich über Judith gewacht, sollten nie mehr sich öffnen.

Das Gefühl der Beraubung ergriff das Mädchen. Aber sie mußte sich aufrecht erhalten, um die gänzlich gebrochene Witwe zu stützen. Frau Barbara zahlte jetzt dem Geschicke die Schuld für lange wolkenlose Tage treuer Liebe, ungetrübter Zärtlichkeit. Die gute, einfache Frau wußte dem verheerenden Sturm des Schmerzes nichts entgegen zu setzen.

„Wenn ich Dich nicht hätte mein Kind, dann stürbe auch ich!“ lispelte die Kapellmeisterin an Judith's Halse hängend.

Fort ging das Klagen und Weinen, bis die Quelle versiegte, an erloschener Körperkraft die Heftigkeit der Empfindung sich brach.

Gewöhnlich drängen sich bei solchen Ereignissen die Neugierigen und Theilnehmenden herbei.

Judith's bester Freund wußte nichts von ihrem Verluste, er eilte mit Dampfkraft dem Felde seiner rastlosen Thätigkeit entgegen. Der Professor ließ, als ihm der

Trauerfall angezeigt wurde, antworten, er leide an heftiger Migräne. Theilweis schämte sich der erhabene Denker, daß ihm am gestrigen Abend etwas Menschliches begegnet war, und dann litt seine geschwächte Constitution auch wirklich unter den Folgen der Schwelgerei.

Theodor Korn war auch jetzt wieder für Judith das schwache, schwankende Rohr, um ihr später eine unnütze Last, eine Zuchtruthe im Leben zu werden.

Der Staatsanwaltssubstitut war gekommen, mit mehren von Braich's Bekannten, als das Gerücht vom Ende des allgemein geliebten Mannes sich in der Hauptstadt verbreitete. Judith behielt Herr von Lill zur Hülfe bei den nöthigen Geschäften, die Uebrigen verabschiedete sie.

Jener zeigte sich jetzt im besten Lichte, die halbverstandene Metaphysik blieb bei Seite und auch alle Modethorheiten. Geschäftsmäßig, in kurzen, scharfen Sätzen wurden die Anzeigen abgefaßt. Bei der Abschließung des Contractes mit der Intendanz lieh von Lill seinen juridischen Rath.

Judith nahm arglos die Gefälligkeiten hin. Bei dem Gedanken, der Staatsanwaltssubstitut verbinde Pläne mit ihnen, hätte sie herzlich gelacht, Gefahr schien ihr nicht die mindeste vorhanden.

Herr von Lill wurde mehrmals überrascht im Laufe der gemeinsam verbrachten Stunden. Das war nicht die lückenhafte Bildung, wie sie die meisten Mädchen zu besitzen pflegen. Bedeutende Kenntnisse, einen starken Geist, den richtigen, praktischen Blick nahm der junge Jurist verwundert wahr. Während des hastig eingenommenen Mahles fand er bei Judith ruhige Sicherheit des Benehmens, vornehmen Anstand, den er sich nicht recht zu erklären wußte. Der Staatsanwaltssubstitut wurde dadurch selbst in die Schranken strenger Zurückhaltung gebannt, er wollte nicht die interessante, seiner Eitelkeit schmeichelnde Bekanntschaft auf einen ungeschickten Wurf wagen.

Der kurze Wintertag neigte zu Ende, durch die ruhige Vorstadtstraße rasselte ein Wagen. Vor dem von der Familie des Kapellmeisters bewohnten Hause hielt er.

Lill sprang neugierig an's Fenster und berichtete, daß es eine herrschaftliche Equipage sei. Zugleich entdeckten die stechenden Augen, wie die Farbe auf dem schönen Gesichte der Gefährtin kam und wich.

Judith war heftig erschrocken; sollte jetzt ein Angriff ihrer Stiefmutter erfolgen, warum alles auf einmal! Gebeugt von der Trauer um einen gütigen, zärtlichen Beschützer fühlte sie sich minder kräftig, als wol sonst.

„Ich bitte, lassen Sie mich allein, Herr von Lill," stammelte Judith, mühsam die Fassung behauptend.

Der Staatsanwaltssubstitut ging, aber er that es ungern. Auf der Treppe flog ihm eine junge Dame entgegen, athemlos die Stufen überspringend. Unten besichtigte der Jurist durch sein Glas die stampfenden Pferde, den niedern bequemen Stadtwagen mit dem wappengeschmückten Schlage. Ein Leibjäger stand am Tritt, den Federnhut in der Hand haltend, er nahm die Befehle eines im Wagen sitzenden Herrn entgegen. Lill prüfte rasch den feinen, aristokratischen Kopf, edles Grauwerk umrahmte das Gesicht und obwol von Kopf bis zu den Füßen in Pelz gehüllt, nahm der Insasse des Wagens, der Niemand anders als Graf Dagobert war, noch sein Battisttuch vor die Lippen, während er durch's offne Fenster mit dem Diener sprach. Der Graf hatte nämlich überlegt, Lilly's Besuch könne lange währen und er bringe die Wartezeit angenehmer im Clubzimmer, als auf der Straße zu. Demzufolge ließ er der jungen Dame sagen, er fahre nach einer Stunde wieder vor, um sie abzuholen.

Das aus Neugierde und Wichtigthun gemischte Interesse Lill's für die Künstlerin verstärkte sich mächtig. Sie war nicht allein wohlhabend, sondern empfing auch vornehmen

Besuch, hing auf irgend eine geheimnißvolle Weise mit den höchsten Kreisen der Gesellschaft zusammen. Der Staatsanwaltssubstitut wollte bei Judith behutsam auftreten und festen Fuß fassen.

Nicht ohne häufig den Kopf zu wenden, verließ er die Straße.

Judith war aufgestanden und hatte etwas ängstlich nach dem Eingang geblickt, eine zierliche Mädchengestalt flog in's Zimmer, mit Freude erkannte die Künstlerin Lilly.

Die kam nicht als Bote des Zornes!

Herzlich wurde die Umarmung erwiedert.

„Wie froh bin ich, Dich wieder zu haben; o meine Judith!“ rief die kleine Gräfin. „Doch Du siehst bleich und abgespannt aus.“

Lilly hielt im Küssen inne und betrachtete theilnehmend ihre Freundin.

„Geht es Dir vielleicht schlecht?“ fügte sie in ihrer kindischen, zärtlichen Art hinzu.

„Es ist nicht das, liebes Mädchen,“ erwiederte Judith, „sondern ich verlor einen gütigen Freund, der väterlicher für mich sorgte, als jener, welcher mir das Leben gab.“

„Nun hast Du mich wieder,“ bemerkte die kleine Gräfin wichtig.

Judith lächelte, richtete Lilly's Köpfchen empor und fuhr streichelnd über die weiche Wange.

Wie ein Sonnenstrahl war das liebliche Mädchen in's Zimmer gedrungen und die Zeichen warmer Anhänglichkeit thaten der Verlassenen wohl.

Die kleine Gräfin löste ihren Hut, so daß die reichen Flechten fessellos herabfielen, sie legte den Pelzmantel ab und richtete sich häuslich auf dem bequemen, breiten Sopha ein. Die zierliche Gestalt versenkte sich in die Polster, den Kopf auf Judith's Schulter gelehnt, lag Lilly reizend hingegossen.

„Ich habe Dir ungeheuer viel zu sagen und muß Dich noch mehr fragen."

Die großen, neugierigen Kinderaugen hingen zärtlich an den schönen, kräftigen Zügen ihrer Jugendgefährtin, die kleine Hand spielte mit dem üppigen Haar.

Auf dem Punkte die Mittheilung zu beginnen, wurde sie durch Graf Dagobert's Botschaft unterbrochen.

„Sagen Sie Ihrem Herrn, er möge zwei Stunden ausbleiben, sonst werde ich nicht fertig," erklärte Lilly ernsthaft.

Der wohl dressirte Menschen-Automat drehte sich nach der Thüre.

„Beginne beim Anfang," bat Judith, „es ist mir ein Räthsel, daß man Dir erlaubte, mich aufzusuchen und Graf Dagobert Dich hierherbrachte."

„O er ist gut! Der Gatte Deiner Stiefmutter thut in der Regel, was ich will, neulich verdankte ich ihm den Besuch einer köstlichen Affenkomödie. Aber lassen wir ihn — die Mamas wissen es freilich nicht, daß ich hierher kam. Ich war fest entschlossen in Deine Arme zu eilen, sobald ich erfuhr, wo Du seiest, es that mir wehe von Dir, Judith, daß Du Dich auch vor mir verbargst."

„Gute Lilly, ich hatte kein Recht, Dich in die Kämpfe meines Lebens zu ziehen. Wer brechen will mit der Vergangenheit, darf es nicht halb thun."

„Nicht wahr, es ist recht hübsch beim Theater, ich möchte auch auf die Bühne."

„Noch ein solches Wort, Lilly, und wir dürfen uns nie wieder sehen. Wenn Jemand, durch Verhältnisse gedrängt, einen ungewöhnlichen Entschluß ergreift, wird dieser darum noch nicht nachahmungswürdig. Die Kunst erfordert Meisterschaft oder sie sinkt zum erbärmlichen Handwerke herab. Wenn ich Dich ohne innere Nöthigung Deiner Familie entrisse, so empfinge ich mit Recht die Schmähungen Deiner Mutter und meiner Stiefmutter, welche beide Damen jetzt

wahrscheinlich ohne Schuld von meiner Seite mich anklagen."

„Sie thun es, Judith, und zwar auf eine mich empörende Weise. So weit geht ihre leidenschaftliche Verblendung, daß sie Dich Mörderin nennen!"

Lilly barg nach dieser Erklärung das Köpfchen entsetzt an der Brust ihrer älteren Freundin. Sie bemerkte daher nicht, wie eine fahle Blässe Judith's Gesicht überzog. Die entrüstete Widerlegung einer ungeheuren Anklage blieb aus.

„Die Damen erblickten mich gestern im Theater," versetzte Judith, als sie hinreichende Gewalt über sich erlangt hatte, um ruhig zu sprechen.

„Ja," entgegnete Lilly, „und der Zustand, in welchem sie heimkamen, war komisch genug. Einen großen Theil der Nacht hindurch wurde berathen, Graf Dagobert bewies sich immer als Dein Freund, das heißt, er wollte nicht, daß man Dich verfolge. Gräfin Bärenburg war dafür, einen Verhaftsbefehl zu erlangen und meine Mutter unterstützte sie, aber mein Vater behauptete, eine solche Maßregel sei nicht mehr ausführbar. Endlich heute morgen, nachdem man sich gestern uneins trennte, siegte Graf Dagobert und Papa, die in ihrer Auffassung des Falles einig sind. Du sollst nicht

beunruhigt werden und man läßt Dein Incognito unangetastet."

„Um sich für die wider Willen gewährte Schonung zu entschädigen, zerfleischten die Damen meinen Ruf."

„Ja! Gräfin Bärenburg erfuhr in letzterer Zeit manches, was ihren Aerger reizt; von Alfred treffen schlimme Nachrichten ein, sie ist darum bitterer noch, als sonst gestimmt."

„Theile mir mit, was meinen Bruder betrifft."

„Du weißt, er war von jeher der Mutter Liebling, seine Fehler wurden entschuldigt; nun er beim Regiment ist, wird die Sache ernsthafter. Spielschulden hat die Gräfin häufig für ihn bezahlt, allmälig ermüdete ihre Nachsicht. Oft trafen Klagen über Alfred's Nachlässigkeit und Leichtsinn ein; heute schrieb der Regimentsbefehlshaber an die Mutter, daß durch die Schuld des jungen Lieutenants dem Aerar viertausend Gulden verloren gingen. Wird rascher Ersatz geleistet, dann will sein Commandant aus Rücksicht für die Familie die unangenehme Sache unterdrücken und Alfred mag die Entlassung selbst fordern. Wenn nicht, so wird Untersuchung über ihn verhängt, er entgeht kaum schwerer Strafe und seine Ehre ist verloren!"

„Mir dünkt, da kann kein Zweifel sein, das Geld muß unverweilt angewiesen werden."

„Das ist nun nicht so sicher. Graf Dagobert will es und fordert schleunige Zurückberufung des Schuldigen, um ihn unter persönliche Aufsicht zu nehmen. Die Mutter zögert, sie erklärt das Geld jetzt eben nach den Kosten der Einrichtung nicht bereit zu haben; gegen Alfred scheint die Gräfin ihre frühere, übermäßige Zärtlichkeit in das Gegentheil umgewandelt zu haben."

„Das darf nicht sein, mein Bruder, oder vielmehr der Name meines Vaters soll nicht geschändet werden."

Judith saß, den Kopf auf die Hände gestützt, von der neuen Sorge belastet.

Die kleine Gräfin unterbrach das peinliche Sinnen durch die Ankündigung, sie habe noch etwas zu sagen.

„Doch nichts schlimmes mehr, Lilly? das Maß ist voll, ich ertrüge es nicht."

„O nein, Judith, es ist etwas Gutes und betrifft unsern Nachbarn von Wolfskeehl."

„Du meinst Härdenstein? Von ihm sprich, er ist mein bester Freund!"

Ein froher Ausdruck erwärmte das schöne Gesicht der Künstlerin, es war ihr, als habe sie die Quelle des Trostes gefunden.

„Der meinige auch, Judith!“ rief die kleine Gräfin lebhaft.

„Du kennst ihn also näher? Ich meinte doch, er vermeide alle Besuche und geselligen Verkehr.“

„Das thut er auch, doch wir treffen uns im Walde, am Ufer der Flon; wenn ich mit Papa allein spazieren fahre, begleitet uns der Baron zu Pferde.“

„Er liebt Dich, Lilly?“

„Ich glaube es.“

„Du glaubst es!“

Warum freute sich Judith dieser Nachricht nicht, sie zürnte sich selbst, daß sie das Glück des Freundes so kalt, beinahe widerwillig aufnehme. Es giebt Regungen des Gemüthes, die sich mit einer gewissen moralischen Scheu der Selbstbeobachtung zu entziehen streben. Judith entschuldigte vor sich selbst den keimenden Mismuth damit, daß Lilly für Robert nicht passe, seiner nicht würdig sei!

Das Gefühl löste sich in Worten.

„Bedenke,“ sagte sie, „Härdenstein ist kein Mann, um mit ihm zu spielen, er verdient es nicht und würde es nicht ertragen.“

„O ich liebe ihn ernsthaft," betheuerte die kleine Gräfin; „in Wolfskeehl denke ich nur an ihn und baue die schönsten Luftschlösser einer gemeinschaftlichen Zukunft. Hier haben mich die neue Toilette, das gesellschaftliche Leben und Graf Dagobert's Galanterie ein wenig zerstreut; aber wenn wir wieder zurück sind auf dem Lande, dann sei versichert, beschäftige ich mich nur noch mit dem Nachbar von Oberndorf."

Judith lächelte schmerzlich zu diesen Worten, die von der Tiefe und Stärke der Neigung Lilly's gerade kein besonderes Zeugniß ablegten. Und diesem Mädchen weihet Robert eine zärtliche Theilnahme! Sie konnte ihm fast zürnen.

Die kleine Gräfin kehrte behaglich den Stachel in Judith's Wunde um mit ihrem geläufigen Zünglein, ohne auch nur zu ahnen, daß sie quäle. Keine Aufmerksamkeit Robert's, kein Beweis von Zärtlichkeit wurde Judith in ihrem Berichte erlassen.

Endlich hatte Lilly sich müde geplappert und Graf Dagobert's Wagen fuhr an.

„An Alfred, der immer so gut und lieb war gegen mich, habe ich heute einen langen Trostbrief gerichtet," erzählte die kleine Gräfin noch unter der Thür, während sie

die Handschuhe anzog, „ich kann sonst nichts für den armen Jungen thun.“

„Lilly, mein Bruder ist ein leichtsinniger, junger Mann, schicke lieber Deinen wohlgemeinten Brief nicht ab.“

„Das ist nun zu spät, denn mein Mädchen trug ihn schon heimlich auf die Post, aber künftig will ich vorsichtig, sehr vorsichtig sein!“

Judith schüttelte ungläubig den Kopf zu dem Gelöbniß.

„Sobald ich los kommen kann, besuche ich Dich wieder.“ Die kleine Gräfin sprach es, umarmte ihre Freundin stürmisch und sprang die Treppe hinab.

Bevor sie noch auf den Polstern neben dem gefälligen Dagobert saß, war jede Warnung, jede ernste Mahnung in ihrem leichten Sinne verhallt.

Frau Barbara hatte ein Beruhigungsmittel genommen und schlief sanft, Judith überzeugte sich davon. Dann nahm sie rasch Hut und Mantel. Es war ein weiter Weg aus der einsamen Vorstadt bis unter die funkelnden Gaslichter der Hauptstraßen.

Notar Schaller hatte zwar der vorgerückten Stunde halber die Amtsgeschäfte beendet, allein er empfing die junge Dame in seiner Privatwohnung. Judith theilte ihm die Adresse des Regimentsbefehlshabers ihres Bruders mit und

bat ihn dafür Sorge zu tragen, daß in der elften Stunde, wenn keine Hülfe von Alfred's Mutter mehr zu erwarten sei, das Vergehen ihres Bruders durch Zahlung der schuldigen Summe aus ihren Mitteln getilgt werde.

„Sie sind im Begriffe, unbesonnene Großmuth zu üben, Gräfin Judith," entgegnete der Geschäftsmann; „Ihr jüngerer Herr Bruder gleicht einem Sieb, glauben Sie, es bedurfte viel, die thörichte Liebe der Frau Gräfin zu ermüden, in der Festung mag der junge Herr über seine tollen Streiche nachdenken, dort ist er am besten aufbewahrt."

„Sagen Sie meiner Stiefmutter," versetzte Judith, „daß ich weder einem leichtsinnigen Verschwender zu Hülfe komme, noch dem Sohn einer Frau, die mich von Kindheit an verfolgte. Aber einen Bärenburg darf keine Schmach treffen, das wird Diejenige verhindern, welche — ihre Familie entehrt!"

Der Notar blickte kühl auf das erregte Mädchen, in Gefühlen machte er nicht, das war ihm keine currente Münze. Indessen fügte er sich, weil sie fest blieb.

„Sie scheinen müde und angegriffen, junge Dame," sagte er mit einem Anstrich von Theilnahme, als das Geschäft beendet war, „ich will nach einem Fiaker schicken."

Vom Klingelzug zurückkehrend, fuhr Schaller fort: „Apropos, ich war gestern im Theater, Sie machten Furore, ihr seltsamer Entschluß ist durch den Erfolg glänzend gerechtfertigt.“

Ja, das war das einzig Blühende noch in Judith's Leben, die Kunst. Sie sah sich im Geiste nach einem Tempel wallen, aus weißem Marmor in strengem Stile aufgeführt. Keine frohen Paare zogen dort aus, noch ein, einsam ging jeder seine Straße, die Stirnen waren gebleicht, doch der Lorberkranz schmückte sie.

Gebrochen lehnte das Mädchen in der Wagenecke und fuhr still in sich gekehrt durch die nächtlichen Straßen.

Einige Thränen quollen aus den müden Augen, sie galten nicht allein dem Andenken des todten, sondern auch dem Verluste des lebenden Freundes.

Viele Ruinen zählte schon Judith's jugendliches Leben. Gram umdüsterte ihr Gemüth, aber es winkte der Morgenstern der Hoffnung wieder, die Arbeit, welche die von Trübsal umnachtete Seele errettet.

Zur nämlichen Abendstunde trat Oberlieutenant Mühlauer in ein Kaffeehaus. Er nahm ein des Abends erscheinendes Localblatt in die Hand. Gleich fiel ihm die Mittheilung

in's Auge: Leider haben wir den Verlust unseres beliebten Kapellmeisters Braich zu beklagen. . . . .

Der Offizier las nicht weiter, was die Anerkennung seiner Mitbürger dem wackern Künstler nachrief. Düstere Freude zuckte über das markige Gesicht.

Die Belagerung konnte nun regelrecht eröffnet werden, das Geschick selbst schoß Bresche, indem es Judith ihres männlichen Beschützers beraubte.

Der Platz war offen!

Reitzenstein, Fanny

Allein in der Welt Roman in vier Büchern von Franz von Nemmersdorf

Bd.: 2

Berlin 1868